



ruprecht

HEIDELBERGER STUDENT(INN)ENZEITUNG

MAI '97 - NR. 47

10. JAHRGANG

UNABHÄNGIGE ZEITUNG VON STUDIERENDEN FÜR STUDIERENDE

KONTAKT: 542458

Ey!

Mit der reinen, absoluten Wahrheit haben gerade viele Lokal-Blätter ihre Probleme: "Wir sind eben nicht die taz", seufzte einst eine südbadische Redakteurin. "Wenn das einzig Interessante an einer Festrede ist, daß zwei Zuhörer einschlafen, können wir das trotzdem so nicht schreiben." Was also denkt sich da der verbitterte Jung-Journalist? Auf zur taz! Solange es die noch gibt.

So schwierig kann das ja nicht sein, dachte ich und bewarb mich um ein Praktikum. Schließlich freut sich auch eine alternative Zeitung über billige Arbeitskräfte.

In meiner Bewerbung nannte ich dann meine Beweggründe ganz offen: "In Ihrer Zeitung wurden noch nie Fragen wie die folgende diskutiert: Verdient Bäcker Meier durch die benachbarte Dauerbaustelle weniger (wie er behauptet)? Oder verdient er mehr, weil die Maurer bei ihm frühstücken (wie die Nachbarn behaupten)?" So schrieb ich und erhielt eine Abfuhr - und damit durchaus einen Einblick in die taz.

In wenigen Zeilen war da nämlich derart viel Schwulst untergebracht, daß der Wisch gleich an einem würdigen Ausstellungsort, der Tür des Minibadezimmers meiner WG, ausgestellt wurde.

Jeder User dieses Aborts mußte sie dort zur Kenntnis nehmen: Die Scheinheiligkeit einer Zeitung, die sonst so direkt und unbestechlich tut. "Leider" hieß es in der Ablehnung obligatorisch, und schlimmer: "Deine Bewerbung hat uns trotzdem gut gefallen." Diese Passagen, von mir fett unterstrichen, sollten zur Ehrlichkeit gemahnen. Aber das konnten sie wohl nicht lange genug.

Denn meiner WG-Nachbarin hatte das Blatt ästhetisch nie gepaßt. Und so hängte sie es eigenmächtig ab.

Die kuriose Begründung der (Medien-)Pädagogin: Sie wolle sich jetzt auch um Praktika bemühen, und der ständige Anblick des Wischs entmutige sie. "Wenn es dich depressiv macht...", knurrte ich zerknirscht: Wieder ein Appell, der vollkommen wirkungslos verhallt ist. (hot)

Zahl des Monats

15.

Mai

die ultimative, obligatorische

ruprecht-Fete

Triplex-Mensa

Do., 20.00 Uhr

Wer dreißig Kumpels mitbringt, erhält ein ruprecht-Abo über zehn Jahre.



Fotos: papa

Uni-Ranking fehlt der Biß

Heidelberger Top-Ränge dennoch mehr als verdient

Noch nie war der *Focus* hierzulande so schnell vergriffen wie in den letzten drei Wochen. Vor allem Studenten stürzten sich auf das Münchner Magazin mit den "Fakten, Fakten, Fakten", das derzeit in mehreren Folgen ein aktuelles Uni-Ranking veröffentlicht. In Heidelberg gaben einige Plazierungen Anlaß für Jubel, doch überwog die Skepsis. Andernorts sorgte die Rangliste für Unmut und Kritik. Dagegen halten sich Fachleute derzeit mit einer Einschätzung des Rankings zurück.

Die Psychologen und Volkswirte unter den ersten zehn, die Mediziner auf Rang zwei und die Juristen gar Spitzenreiter: Die Heidelberger Positionen können sich bislang sehen lassen. Und das bei dem "gründlichsten und ausführlichsten Test, den es je gegeben hat", so *Focus*-Chefredakteur Helmut Markwort.

Tatsächlich ist dieses Ranking umfangreicher als alle früheren Versuche. 1993 zählte *Focus* nur die Publikationen der Professoren, während der *Spiegel* im gleichen Jahr Professoren und Studierende die Unis benoten ließ. Das *Manager Magazin* fragte bei Personalchefs nach dem Ansehen der Hochschulen. *Focus* wirft diese Erhebungen nun - angereichert mit statistischen Daten - in einen Topf und präsentiert jeweils ein Gesamtergebnis pro Fach.

Kurioserweise bekommt das Burda-Blatt gerade jetzt Probleme mit älteren Tabellen. Der Bundesgerichtshof entschied letzte Woche, die *Focus*-Bestenlisten deutscher Ärzte und Rechtsanwälte von 1993 seien wettbewerbswidrig. Dies hat *Focus* für sein Uni-Ranking zwar nicht zu fürchten, dennoch gibt es Kritik. Während einige Unis Fehler entdeckt haben wollen, äußern andere grundsätzliche Bedenken.

Dabei hat *Focus* mehr Studenten befragt als andere Rankings - 30 pro Fachbereich. Um Klumpungen zu vermeiden, mußten die Interviewer an drei verschiedenen Orten einer Uni arbeiten. Zweifler stoßen sich jedoch gerade an der Durchführung der Interviews, von der der befragte Politologie-Student Tobias Ostheim berichtet: "Die haben einer Gruppe höherer Semester Fragebögen in die Hand gedrückt, die dann die Köpfe zusammengesteckt und irgendwas angekreuzt haben." IPW-Dozent

Uwe Wagschal urteilt: "Wenn das so läuft, daß eine Beeinflussung von Dritten stattfindet, dann ist das mehr ein gesellschaftliches Ereignis als eine wissenschaftliche Befragung."

Der Dekan der Heidelberger Juristischen Fakultät, Professor Winfried Brugger, hält das Ranking zwar für "insgesamt relativ zuverlässig". Aber auch ihn wundert das mäßige Urteil der Studenten (Lehre: 3,0), vor allem die Note 3,6 für die Examensvorbereitung. "Das", so Brugger, "kann einfach nicht wahr sein. Entweder wurden hier viel zu wenig Studenten befragt, oder solche, die unser Programm gar nicht kennen." Brugger verweist auf eine Befragung der Fachzeitschrift *JuS*, bei der ausschließlich Teilnehmer zu Wort kamen: Dort bekam die Vorbereitung eine 2,0.

Beim Jura-Schlußlicht Hannover löste das Ranking Verärgerung aus. Zwischenzeitlich soll, so war aus der Fachschaft zu hören, sogar eine Klage gegen *Focus* erwogen worden sein. Ihr schlechtes Abschneiden führen die Norddeutschen zum Teil auf das angeblich schlechte Betreuungsverhältnis zurück: Auf einen Dozenten kommen dort 57,9 Studenten. Dagegen erreicht die Uni Bielefeld die Traum-Quote von 1:14,7. Anders

als in Hannover rechnete *Focus* hier offenbar nicht nur Profs, sondern auch Teilzeitkräfte und HiWis als vollzählige Dozenten. Nach Ansicht von Hartmut Krauß, Bielefelder Dezernatsleiter für Statistik, läßt sich in den amtlichen Angaben, auf die *Focus* sich stützt, ein solcher Unterschied erkennen.

Ranking-Experten sind mit Einschätzungen noch vorsichtig. Der Grund: *Focus* wird den Methodenbericht erst nach der Beendigung der Serie offenlegen. Die geäußerten Einwände sind eher grundsätzlicher Natur. Der Jenaer Soziologe Stefan Hornbostel, der am *Spiegel*-Ranking beteiligt war, hält den Ruf unter Professoren für eine problematische Bewertungsgrundlage für die Forschung: "Diese Urteile sind immer sehr konservativ. Sowohl schlechte als auch gute Entwicklungen werden nur langsam wahrgenommen. Da glänzen oft verglühte Sterne." Dagegen hält Torsten Schneider-Haase vom Institut INRA, das die Umfragen durchführte: "Wie soll man die Forschung denn bewerten, wenn nicht durch den Ruf unter Professoren?" Auch über die Befragung der Personalchefs gehen die Meinungen auseinander: "Die zeigen die klare Tendenz, die Unis positiv zu werten, die sie durchlaufen haben", meint Hornbostel. Diesen Effekt glaubt Schneider-Haase durch die verwendete Fragestellung ausgeschlossen zu haben.

Hornbostel hält es zudem für "ehrlicher", die verschiedenen Dimensionen, die das Ranking zusammenfaßt, sauber zu trennen, zumal "deren Wichtung im Grunde willkürlich ist". Das sieht auch Schneider-Haase so: "Mit der Wichtung haben wir natürlich ein bißchen so getan, als ob wir Gott wären. Das ist nicht sakrosankt." Im Gegenteil: Jeder Student könne nach eigenen Prioritäten gewichten. "Man sollte das Ranking nicht so mißverstehen, daß der Erste besser sei als der Dritte. Es soll eine Orientierungshilfe für Studenten sein, um vor Ort nachzufragen." (hot, mz, ah)

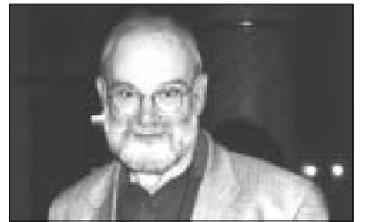


Inhalt

Findichnich

Ein unterbezahlter Professor streitet für besseren Lohn. Der Herr Oberrat hat Bedenken. S. 2

Fimmel



Der Mann, der seine Frau mit Robin Williams verwechselte: *ruprecht* befragte den Neurologen Oliver Sacks. S. 3

Filet

Haute Cuisine, Haute Couture, Ohne Uns: Deutsche Eliten. S. 4

Filz

"Keine Panik, wir machen das schon..." - die Uni-Gremien deformieren uns von oben. S. 4

Finster



sieht die Zukunft für viele Bosnier aus, die jetzt in ihre Heimat zurückkehren sollen. S. 6

Finis

Sterben müssen wir alle. Im Anatomisch-Pathologischen Museum der Charité wird der Tod hinter Glas archiviert. S. 7

Fiffikus



Trieb, Freud und Eierkuchen - die Psychoanalyse am Scheideweg. Wissenschaftsjournalist Ludger Lütkehaus weiß weiter. S. 9

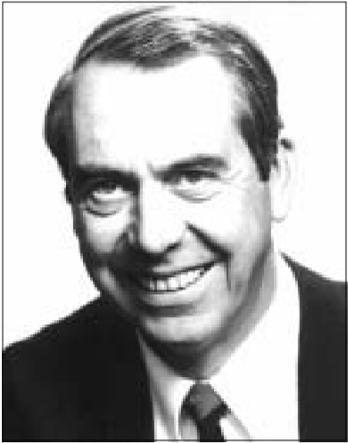
Findichnichwitzig

Alles Gute kommt von hinten - die letzte Seite. S. 12

Bonus für Deutschlands Profs?

"Ja"

Prof. Dr. Hartmut Schiedermaier
Präsident des Deutschen Hochschulverbandes



schnitt die deutschen Professorinnen und Professoren ordentlich bezahlt werden. Nur: Wenn es um Professoren und ihre Wissenschaft geht, kann es auf den Durchschnitt nicht ankommen. Unsere Spitzenkräfte werden erheblich unterbezahlt. Der Nachwuchs unterliegt schon heute nur allzuoft den verlockenden Angeboten, die sie in der Wirtschaft oder den freien Berufen erhalten. Vor allem diejenigen, die so gerne von Leistung, Effizienz und Management reden, sollten sich auch einmal daran erinnern, welche Gehälter in der freien Wirtschaft bezahlt werden.

Immerhin gibt es bereits ein leistungsorientiertes System im Rahmen der Hochschullehrerbesoldung. Nach geltendem Recht werden Berufungen und - mit 25 Prozent Abschlag - auch Bleibebehandlungen finanziell mit rund DM 1000,- honoriert. Dieses System gewährleistet nicht nur Mobilität, sondern auch den Wettbewerb der geistigen Kräfte. In der Praxis ist das Berufungssystem allerdings verkrustet. Hemmnisse wie Berufungssperren von drei Jahren nach einer Neu-berufung, die Berufungsaltersgrenze von 51 Jahren und gesetzlich fixierte Berufungsgewinne sind nicht geeignet, die individuelle wissenschaftliche Leistung zu honorieren. Ich darf in diesem Zusammenhang ein Beispiel nennen. Dem genialen Mathematiker Faltings mußte man in die USA ziehen lassen, weil ihm im deutschen Besoldungssystem kein adäquates Bleibeangebot gemacht werden konnte. Nur in einem funktionierenden Berufungssystem wird auch die wissenschaftliche Spitzenleistung gerecht gewürdigt.

Eine weitere Frage ist die nach der Beurteilung der Leistung von Professoren. Da es hier um die Bewertung wissenschaftlicher Leistungsfähigkeit geht, können über die Kriterien nur die Fachvertreter der Fakultät im Berufungsverfahren entscheiden. Das für die Wissenschaft verantwortliche Ministerium hat hieraus die finanziellen Konsequenzen zu ziehen und wissenschaftliche Spitzenleistungen angemessen zu honorieren. Dabei kann im übrigen der Wettbewerb zwischen den Bundesländern durchaus hilfreich sein.

Wettbewerb im Hochschulbereich muß bei den Hochschullehrern anfangen. Eine leistungsgerechtere Besoldung der Hochschullehrer kann diesen Wettbewerb durchaus beflügeln. Ich begrüße daher die Forderung, Professoren nach Leistung zu bezahlen. Allerdings dürfte das teuer werden. Denn eines steht fest: In den letzten knapp 20 Jahren hat sich die Anzahl der Studierenden mehr als verdoppelt. Für dieses Mehr an Ausbildungsleistung, deren Qualität im übrigen unbestritten ist, wurde kein einziger Hochschullehrer zusätzlich eingestellt. Welches Industrieunternehmen kann solche Produktivkraft vorweisen? Gelingen konnte dies nur, weil die ganz überwiegende Zahl der gut 20.000 Universitätsprofessoren durch hohen persönlichen Einsatz und weit über ihre Dienstpflichten hinaus dazu beigetragen haben. Insofern ist es nur recht - nicht billig! -, für eine Besoldung einzutreten, die diese Leistung endlich angemessen honoriert.

Aber als Politiker Anfang des Jahres eine leistungsgerechte Besoldung für Professoren forderten, dachten sie natürlich an etwas ganz anderes. Das Grundgehalt sollte gesenkt und darüber hinaus Leistungszuschlag gewährt werden. Mit einem solchen Angebot würde selbst der gutwilligste Nachwuchswissenschaftler verprellt werden, und die ganze Diskussion über den Wissenschaftsstandort Deutschland im globalen Wettbewerb wäre schlicht absurd. Man kann nicht für A 14 den *global player* erwarten oder Leistungen à la Harvard.

Es mag ja sein, daß im Durch-



Die Idee klingt, als stamme sie von Ludwig Erhardt: Deutschlands Hochschullehrer sollen in Zukunft danach entlohnt werden, was sie in Labor, Hörsaal oder Seminarraum "leisten". Freilich ist der Vorschlag aus dem gedanklichen Arsenal der Marktwirtschaftselbst unter Professoren höchst umstritten. Hier nun das Für und Wider.

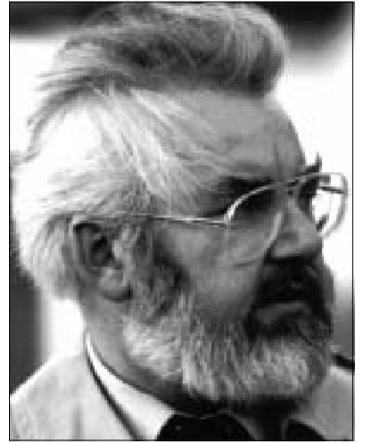
"Unsere Spitzenkräfte werden unterbezahlt. Für A 14 kann man nicht den *global player* oder Leistungen à la Harvard erwarten."

"Müssen Hochschullehrer Einzelkämpfer statt Teamkollegen sein? Eine Moral des Miteinander läßt die Hochschule eher gesunden."

Sollen Hochschullehrer 'leistungsbezogen' besoldet werden?

"Nein"

Dr. Horst Eichler
Akad. Oberrat am Geographischen Institut, Uni Heidelberg



Wer sich im gesellschaftlichen Chaos der höchsten in der Geschichte der Bundesrepublik je dagewesenen Arbeitslosigkeit, der leeren öffentlichen Kassen, der daraus resultierenden allgemeinen sozialen Verunsicherung und des allseits anerkannten desolaten Zustandes der deutschen Hochschulen aus der Position einer bestens gesicherten Lebens- und hochprivilegierten Arbeitssituation anheischig macht, über das Vehikel einer "leistungsgerechten" Bezahlung von Hochschullehrern" und des daraus dann erwachsenden universitären Wettbewerbs die deutsche Hochschulmisere beseitigen zu wollen - wie vom Cheflobbyisten des 17.000 Mitglieder starken Deutschen Hochschulverbandes, Prof. Dr. H. Schiedermaier (in Heidelberg lebend und in Köln tätig), derzeit multimedial und zuletzt beim Symposium "Aus-Gebildet?" propagiert -, muß sich allerhand unangenehme Fragen und Entgegnungen gefallen lassen.

Statements wie: "Wettbewerb im Hochschulbereich muß bei den Hochschullehrern anfangen", und: "eine leistungsgerechtere Besoldung... kann diesen Wettbewerb beflügeln" (O-Ton Schiedermaier), sind nicht nur akademisch würdelos (weil der "lebenslange" und nicht der pekuniär stimulierte Geist Forschung und Lehre beseelen soll), sondern im universitären Kontext auch unverständlich. Müssen Hochschullehrer Einzelkämpfer sein und Teamkollegen? Wettbewerb wozu und wer gegen wen? Mediziner gegen Sportwissenschaftler? Mannheim gegen Heidelberg? Sein Bestes in Forschung und Lehre zu geben sollte ethnisches Imperativ des freiwillig gewählten Berufes sein.

Und was ist Leistung? Wie sollen Ergebnisse einer grundsätzlich wertfreien Wissenschaft gewichtet, wie akademische Leistung gemessen werden? Was zählt Lehre, was wissenschaftliche Arbeit? 5 Herztransplantationen gegen 8 Nieren? 320 Hörer im Massenfach gegen 20 im Mini-Institut? Nein, Schiedermaier schlägt als Leistungslatte die Addition der Berufungen und Rufe vor. Welches unerschuldiger Gedanke, der alle Günstigkeiten der Berufungskartelle und die Methoden der Ping-Pong-Rufe zur heimatischen Besoldungsaufbesserung durch vorher schon bekannte Rufablehnung ausblendet.

Ein 15.000-DM-Salär bezeichnet Schiedermaier für einen leistungsstarken Hochschullehrer als unangemessen niedrig, verglichen mit Industriegehältern. Der Blick von den Zinnen des Elfenbeinturmes wird gerne gegen den Horizont der freien Wirtschaftslandschaft gerichtet. Doch

Abblick ist nicht unbedingt auch Durchblick! Freisemester und bis in die Millionendimensionen reichende Zubrote sind drüben keine Selbstverständlichkeit. Was fordert Schiedermaier also letztendlich? Die Beibehaltung des Berufsbeamtentum für Hochschullehrer einerseits, aber die Abschaffung der nivellierenden Besoldungsordnung andererseits. *Suum cuique* - aber nicht für jeden!

Wer Schiedermaiers Forderung nach leistungsgerechter Bezahlung von Hochschullehrern zum Zwecke der Gesundung der deutschen Universitäten folgt, sollte aber auch wissen, daß seine Definition des Hochschullehrers eines der Grundübel der deutschen Universität schlaglichtartig erhellt. Indem er den Begriff des "Hochschullehrers" semantisch und hochschulrechtlich unstatthaft skrupellos allein für die Gruppe der Professoren usurpiert, leugnet er die Existenz der lehrenden "Nichtprofessoren". Und damit auch die Existenz des größeren Teils der wirklich Lehrenden und deren hohen und hochengagierten Anteil an der Alltagsbewältigung im Bereich von Lehre und Forschung der heutigen Massenuniversität.

Das Mitteilungs- und Kampfbild des von Schiedermaier repräsentierten "Kartells zur Bewahrung professioneller Privilegien" (DER SPIEGEL) ist da in Sachen Solidarität und möglicher Ressourcenausschöpfung an deutschen Hochschulen noch deutlicher geworden: "Den Mittelbau", so tönte es und meinte damit die seinerzeit als Lehrprofessoren an die Universitäten gelockten Akademischen Räte, "kann man leider nicht ohne Rückstände beseitigen; das teilt er mit Atommüll, ohne freilich in allem dessen Ausstrahlungskraft zu besitzen." Welch moralische Leistung! Nein, nicht Schiedermaiers unpraktikabler Vorschlag wird die deutsche Hochschule gesunden lassen, sondern eher eine neue Moral des konstruktiven Miteinanders. Unsere Studentenschaft wartet darauf!

BAIER COPIERSERVICE GMBH

-  Kopien
-  Farbkopien
-  Großkopien
-  Lichtpausen
-  Digitaler Druck- und Plot-Service
- über DIN A0 - farbig und schwarz-weiß
-  Bindearbeiten

... Ihr zuverlässiger Dienstleister in Heidelberg.

69120 Heidelberg · Mönchhofstraße 3 · Telefon (0 62 21) 45 77 - 0

HANF JOINT

KOSMETIK

TÖRNT

SIE VOLL AN



Hauptstr.35
Im Innenhof
69117 Heidelberg
Tel: 06221/10929

ABENTEUER- UND REISEAUSRÜSTUNG



Rohrbacher Str. 77a
69115 Heidelberg
Tel. 0 62 21 / 16 85 77

- Rucksäcke
- Schlafsäcke
- Bekleidung
- Zelte
- Reisezubehör
- Trekkingschuhe
- Radtaschen
- Bergsport

Kompetente Beratung und individueller Service garantiert!

MANDY'S FAST FOOD CENTER



BIS 3.00 UHR GEÖFFNET
SPEYERER STRASSE 1 - 69115 HEIDELBERG

Der Mann, der seine Patienten mit Romanhelden verwechselte

Mediziner – die schneiden gewöhnlich an Innereien herum, starren stundenlang durch Mikroskope auf Bakterien, oder bitten ihre Patienten, "Aaah" zu sagen. Die meisten tun dies in aller Stille, einige erlangen höchstens in Fachkreisen ein wenig Ruhm.

Jemand, der nicht in diesen Rahmen hineinpaßt, ist Oliver Sacks. Der Neurologe tourt durch die Welt und liest aus seinen Büchern, in denen er seine Erfahrungen als Arzt zu Literatur verarbeitet hat. In Amerika wie in Europa wird er wie ein Star gefeiert – "außer in Texas; dort wollte mich keiner hören".

ruprecht: Herr Sacks, Sie haben Medizin studiert und arbeiten in New York als Neurologe. Was hat Sie dazu bewogen, schriftstellerisch tätig zu werden?

Sacks: Ich wollte meine Erfahrungen als Arzt mit anderen teilen. Was ich mit meinen Patienten erlebe, ist unheimlich spannend, es ist voller Wunder. Ich empfinde es als Privileg, diese Geschichten mitzubekommen. Und aus diesem Grund will ich sie mit anderen teilen.

ruprecht: Sie schreiben über kranke Menschen und wie diese die Welt in einer ganz anderen Weise wahrnehmen: zum Beispiel ohne Zeit, ohne gerade Linien oder ohne Gesichter. Sehen diese sogenannten "unnormalen" Menschen die Welt falsch und die "gesunden" Menschen die Welt richtig?

Sacks: Nein. Ich denke, daß es manchmal gerade umgekehrt ist. Ich glaube, es gibt sehr viele Möglichkeiten, wie wir die Welt sehen kön-

nen. Es gibt wohl nicht *die* richtige Sicht der Dinge. Meiner Meinung nach gibt es viele Möglichkeiten, die Welt richtig wahrzunehmen, und viele Möglichkeiten, sie falsch wahrzunehmen. Aber das hat nichts mit Krankheit oder Gesundheit zu tun.

ruprecht: Ihr neues Buch "Die Insel der Farbenblinden", das von der farbenblinden Bevölkerung auf einer Insel in Mikronesien erzählt, hat auch diesen Frage zum Thema.

Sacks: Ja, die Menschen auf dieser Insel sind farbenblind. Wir denken, ihnen fehlt etwas. Doch in Wirklichkeit ist diese Krankheit für die Insel wie geschaffen: Sie nehmen in dieser Umgebung, die für uns sogenannte Normale einfach Grün in Grün ist, durch die Schattenspiele und Grautonabstufungen alles viel besser wahr. Außerdem leben sie vom Fischfang, der nachts stattfindet. Und Farbenblinde sind für die Nacht am besten gerüstet.

ruprecht: Als ich Ihre teilweise unglaublichen Geschichten über all diese Menschen mit den verschiedensten neurologischen Störungen las, fragte ich mich manchmal selber: "Wie kann es eigentlich sein, daß ich noch richtig funktioniere?" Haben Sie, der sich alltäglich so intensiv mit

„Die Entstehung des Menschen war ein wirklich wunderbarer Zufall.“

all diesen neurologischen Fällen befaßt, nicht manchmal Angst, daß Ihnen selbst so etwas passieren könnte?

Sacks: Nein, eigentlich nicht. Ich denke, wenn es passiert, dann passiert es eben.

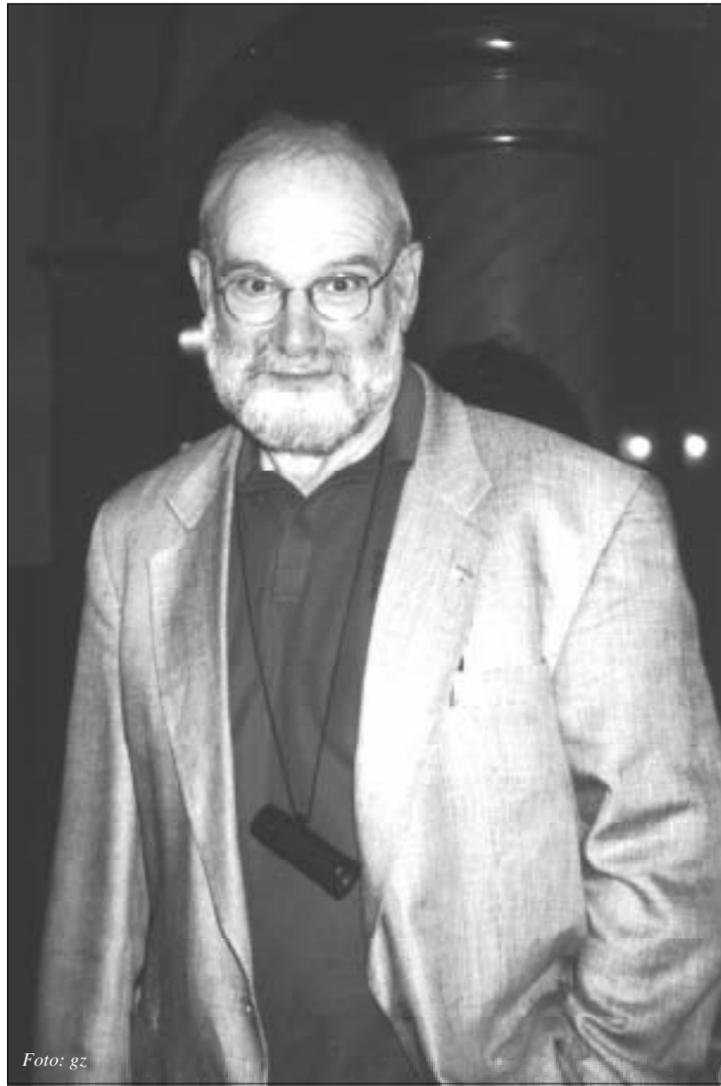


Foto: gz

ruprecht: Halten Sie den Menschen für die Krone der Schöpfung oder eher für einen Fehler im System?

Sacks: Ich liebe alle Arten von Tieren und Pflanzen. Ich sehe nirgendwo eine Krone der Schöpfung. Wenn nicht vor 16 Millionen Jahren ein Asteroid auf die Erde geknallt wäre, dann wären niemals Säugetiere entstanden, und es würde heute keine Menschen geben. Um meinen Freund Stephen Jay Gould zu zitieren: "Wir sind ein wunderbarer Zufall".

ruprecht: Angenommen, Sie wären der Schöpfer – wie hätten Sie den Menschen erschaffen?

Sacks: Der Mensch ist eine Mischung aus Gutem und Schlechten. Manche Eigenschaften sind schrecklich.

Die Kombination etwa von hohen intellektuellen Fähigkeiten und primitiven Gefühlen ist eine gefährliche Eigenart des Menschen, vielleicht sogar eine tödliche.

ruprecht: Das "New York Magazine" schrieb über Ihre Geschichten, sie zeichneten "nicht nur ein gespen-

stisches Bild vom Zustand der Medizin, sondern auch von der heutigen Situation des Menschen".

Sacks: Na ja, ich bin nicht verantwortlich dafür, was andere denken...

„Ich weiß nicht, ob ich schon erwacht bin, vielleicht schlafe ich noch...“

ruprecht: Aber stimmen Sie mit dieser Einschätzung überein?

Sacks: Ich persönlich sehe viel Finsteres und Grausamkeit auf dieser Erde, aber ebensoviel Freude und Kreativität. Meiner Meinung nach ist die Welt eine Mischung aus Gut und Böse.

ruprecht: In Ihren Erzählungen werden Sie oft philosophisch und zitieren häufig große Denker und Dichter. Wenn Sie schon mal in Heidelberg, der Stadt der Philosophen, sind: Wer ist denn Ihr Lieblingsphilosoph?

Sacks: Tja, das hat sich im Laufe der

Oliver Sacks wurde 1933 in London geboren. Nach dem Medizin-Studium in Oxford und neurologischen Forschungen ging er in die USA, wo er als Neurologe in verschiedenen Kliniken arbeitete. Heute ist er am Albert-Einstein College of Medicine als Professor für klinische Neurologie tätig. 1952 war er als Student in Heidelberg und kehrte nun, nach 45 Jahren, anlässlich seiner Lesung erstmals wieder hierher zurück.

In Deutschland erschienen bisher unter anderem "Awakenings – Zeit des Erwachens", "Der Mann, der seine Frau mit einem Hut verwechselte", "Der Tag, an dem mein Bein fortging", und als letztes "Die Insel der Farbenblinden".

Jahre immer wieder geändert. Lange Zeit war es Spinoza, dann war es Hume, dann einmal Leibniz, und dann wiederum Kant. Heute mag ich Nietzsche ganz gerne. Ich muß aber hinzufügen: Ich mag nicht alles von Nietzsche. Meiner Meinung nach ist er eine großartige Mischung. Er gefällt mir und berührt mich sehr tief.

ruprecht: Am bekanntesten ist wohl ihr Buch "Awakenings – Zeit des Erwachens", wahrscheinlich vor allem deswegen, weil es – mit so hochkarätigen Schauspielern wie Robin Williams und Robert de Niro – verfilmt wurde. Hatten Sie irgendwelchen Einfluß auf die Verfilmung?

Sacks: Nur ein klein wenig. Aber ich hatte keine offizielle Kontrolle.

ruprecht: Fühlten Sie sich von Robin Williams gut dargestellt?

Sacks: Hm, ja, er hat mich gut getroffen.

ruprecht: Und, sind Sie selbst schon erwacht?

Sacks: Tja, ich weiß es nicht. Es ist gut möglich, daß ich noch schlafe.

ruprecht: Wir danken Ihnen für das Gespräch, Herr Sacks. (hee, gz)

MATAHARI

täglich 22⁰⁰ - 3⁰⁰
Dienstag: gay night
Heidelberg
Oberbadgasse 10
Eingang Zwingerstraße
Telefon 181808

die Disco mit den studentenfreundlichen Preisen

Computer & Software
CSA

- Analyse + Beratung
- Netzwerkkonzeption
- Service + Support
- Reparaturcenter

Das Computer-systemhaus

Computersysteme und Anwendungen
Rohrbacher Str. 27 D 69115 Heidelberg
FAX 06221-23188 FON 06221-183093

CSA-Support-Team

Flaues Gefühl bei schmucker Elite

Der Heidelberger Club lud zum Symposium über Ausbildung

Schwer hängen die Leuchter von den holzverkleideten Wänden der Aula in der Alten Universität, und noch gewichtiger klingen die Namen, die zwischen den abgedunkelten Fenstern zu lesen sind: Vangerow, Bunsen, Thibaut... Wer hier sitzt, spürt: als diese heiligen Hallen in der gründerzeitlichen Seligkeit des letzten Jahrhunderts geweiht wurden, war die Welt noch in Ordnung.

Ohne die Idee der *auctoritates* war die Institution der allumfassenden Lehre der Universität undenkbar; denn diese Autoritäten waren mehr als Vorbilder und Richtungsweiser: Symbole des Wahren, Schönen, Gu-

auch eine Elite ihre Berechtigung, als solche anerkannt zu sein - und überdies die Aufgabe, die politische Kultur nach Kräften zu stützen.

Das klingt schön, genauso wie die Begeisterung des Vorsitzenden des Zentralrats der Juden und FDP-Vorstandsmitglieds für "Globalisierung" - auch wenn damit in der Rede hauptsächlich die verbesserten Möglichkeiten zum internationalen Austausch von Studienplätzen gemeint war. Und nur zu unterstützen ist es, wozu die politische Kultur im Bewußtsein der Historie nach Meinung Bubis' schützen solle: vor einem Versagen der Elite wie in den zwölf Jahren des Tausendjährigen Reichs.

Somit war geklärt, welchen geistigen Hintergrund die Elite haben und

geisterung für die Idee einer die Kreti und Pleti unserer Demokratie führenden Schicht erfuhr - ebenfalls einstimmig - eine Beschränkung: institutionalisiert dürfe sie keineswegs sein, denn eine Elite, die sich selbst als solche ansehe, hätte bereits das Recht auf diese Bezeichnung verwirkt.

Nun kann selbst ein Demokrat und antiautoritär orientierter Mensch sich der Logik dieser Worte nicht verschließen: Schließlich ist wenig an "Machern" auszusetzen, solange man ihnen nicht erlaubt, sich als "Führer" aufzuspielen. Und auch der praktische Ratschlag des Vertreters der Wirtschaft, Hans Jürgen Kremers, die Studierenden sollten sich schon im Studium "ihre Sponsoren" suchen - und zwar nicht materielle, sondern geistige - um ihr Studium möglichst rasch hinter sich zu bringen, mag bei Licht besehen zwar nicht sehr neu sein; doch mancher in den Irrungen und Wirungen der Prüfungsordnungen verstrickter Kommilitone kann vielleicht gerade solche Ratschläge brauchen - denn wenn die Studenten mehr Druck auf das Lehrpersonal an den Universitäten ausüben, sich ihnen zu widmen, würden die Professoren ihrerseits sich möglicherweise auch verstärkt um weniger Kürzungen im Lehrbereich einsetzen.

Trotzdem blieb von der Debatte ein flaues Gefühl im Kopf. Denn der dritte Teilnehmer der Podiumsdiskussion, Prof. Dr. Klaus Otto Nass, hatte am Vorabend in der Fragestunde nach dem Vortrag Ignatz Bubis' durchaus seinen Stand verteidigen müssen: Natürlich, das Dritte Reich sei schrecklich gewesen - aber von einem Versagen der geistigen Elite könne doch keine Rede sein - es hätte damals doch gar keine Möglichkeiten gegeben... Oh Graus!

Es gibt außer der Aula noch einen weiteren Ort in der Alten Universität, an dem Namen an der Wand geschrieben sind: Gleich in der Vorhalle ist eine schöne polierte Marmortafel, auf der die in der Ära des Nationalsozialismus verjagten Professoren aufgelistet sind - zumindest einige davon. Ein prominenter Name, der Ernst Gumbels, fehlt. Der Heidelberger Mathematiker hatte in den zwanziger Jahren unter anderem eine Statistik in Siegfried Jacobsohns "Weltbühne" veröffentlicht, in der die Rechtstendenz politischer Urteile während der Weimarer Republik nachgewiesen wurde - die Folge waren jahrelange Diffamierungen und Verfolgungen durch Korporationen und Zunftkollegen. Schon vor der Machtergreifung muß die Atmosphäre an der Ruperto Carola alles andere als demokratiefreundlich gewesen sein - diesen Eindruck gewinnt man, verfolgt man Gumbels Lebensgeschichte.

Nein, die Mehrzahl der geistigen Elite der dreißiger Jahre hat nicht versagt - sie handelte so, wie sie es für richtig hielt: zielbewußt und konsequent. Das ist lange her. Doch wenn heute ein Befürworter einer neuen geistigen Elite diese Zusammenhänge herunterspielen will, gibt das zu denken - und läßt befürchten, daß die Besorgnis um die Gefahren einer institutionalisierten Elite nicht ganz ernstgemeint war. Wenn es wirklich zur Bildung einer neuen "Elite" kommen soll, so ist das nicht eine Frage der Fördermittel der Hochschulen. Es geht vielmehr um ihre Akzeptanz in der Gesellschaft. Jeder sollte sich fragen, wie es sich verhindern läßt, daß die neue Elite ihrer Vorgängerin zu sehr ähnelt - oder ob es nicht doch ohne sie geht. (gan)

Notstand verwalten

Uni-Gremien verteilen Grausamkeiten

Die baden-württembergischen Hochschulen darben: Die finanzielle Substanz wird immer dünner und die Aussicht für die nächsten Jahre ist: Es kommt noch schlimmer. Um den Mangel wenigstens sinnvoll zu verwalten, befaßt sich mittlerweile ein ganzer Zoo von Kommissionen mit der Umstrukturierung von Baden-Württembergs Hochschulen.

Waren es früher vor allem inhaltliche Erwägungen, die eine Reform der Universitäten antreiben sollten (aber selten taten), so geht es heute nur noch darum, den von außen einwirkenden Kostendruck abzufangen. Von einem Ausbau der Hochschulen, wie noch Anfang der neunziger Jahre gefordert, redet niemand mehr. Jetzt verlangt die Landesregierung einen zehnpromzentigen Stellenabbau - und Kommissionen in Fakultäten, Universitäten und auf Landesebene sollen sehen, wo sie die Wegschneiden können.

Deshalb haben viele Universitäten im Ländle „Strukturkommissionen“ eingesetzt - zusätzlich zu Verwaltungsrat und Senat, die sonst über strukturelle Fragen entscheiden. Zusammengesetzt wie immer - viele Professoren und nur jeweils zwei Vertreter von Mittelbau, Studierenden und sonstigen Mitarbeitern - soll ein solches Gremium auch in Heidelberg die Streichungsvorschläge begutachten, die die einzelnen Fakultäten einreichen. Von denen haben einige wiederum eigene Kommissionen gebildet; bei anderen werden die Pläne in den berichtigten „informellen Gesprächen“ ausgeklügelt.

"Es könnte leicht zum Abhak-Geschäft geraten", ärgert sich Kirsten

darin, daß Details nur zwischen Rektorat, Verwaltung und Fakultät ausgehandelt werden. "Wer verhindert, daß so ein großer Strukturplan des Rektorats an der eigentlichen Kommission vorbei Gestalt annimmt?" fragt FSK-Vertreterin Kirsten. "Wirkliche Strukturüberlegungen können in der Kommission nicht angestellt werden, da es dort nur um Stellen geht. Warum es beispielsweise in der Physik mehrere Bibliotheken gibt, warum es für die Lehrerbildung keinen Lehrstuhl 'Didaktik der Naturwissenschaften' geben kann, ob Chemie-Kurse für Mediziner oder Physik-Kurse für Biologen nicht besser an der eigenen anstatt eher lieblos an einer fremden Fakultät angeboten werden sollen - all das wird in der Strukturkommission nicht diskutiert", bemängelt Tilmann Gruhlke, der zweite studentische "Strukturkommissar".

Immerhin: Durch Detailkenntnis, die vielen fachfremden Professoren abgeht, können sich die Studierendenvertreter zwar nicht mehr Stimmrecht, aber - vor allem auf Fakultäts-ebene - Gehör verschaffen. „Die Profs merken, daß wir uns auskennen und auch ihre Schiebereien untereinander durchschauen“, meint ein Anglistik-Fachschaffter.

Welche Beschlüsse der Strukturkommission, die nur Empfehlungen sind, wirklich umgesetzt werden, ist ohnehin eine offene Frage und hängt davon ab, wer sich wie verkauft oder welche Lobby hat. Einigen Ein-Professoren-Fächern wie der Papyrologie droht möglicherweise die völlige Abschaffung, weil sie zwar Zuarbeit für andere leisten, aber zu wenige akzeptierte Ergebnisse liefern.

Speziell in Heidelberg und Mannheim gibt es einen weiteren Hohen Rat: Weil die Unis so nahe beieinander liegen, hat die Landesrektorenkonferenz eine "Expertenkommission Fachtentwicklung Heidelberg-Mannheim" eingesetzt. Sie soll „Synergien“ zwischen Heidelberg und Mannheim finden. Im Klartext kann eine solche Ressourcenteilung heißen, daß Studierende einen Teil ihrer Veranstaltungen am Neckar und einen anderen Teil am Rhein besuchen. Interessanterweise sitzen in diesen "Zirkel" keine Studierenden.

Ebenso fehlen fehlen Studierende in der „Hochschulstrukturkommission“ des Landes. Die soll auf Landesebene die grobe Richtung der Entwicklung vorgeben: Ein Abbau von Studienplätzen, der der flächendeckenden Einführung von NC's gleichkommt, war einer ihrer ersten Vorschläge. Eigentlich sitzt kaum ein Angehöriger von baden-württembergischen Hochschulen in diesem Rat - er ist mit einem Staatssekretär, Mitgliedern aus dem Wissenschaftsmanagement und Vertretern aus der Wirtschaft besetzt. Nur ein einheimischer Professor verliert sich in dem Gremium, die Landesrektorenkonferenz darf „beraten“.

Wer sich wie weit mit seinen Vorschlägen durchsetzt, wird sich in den nächsten Jahren zeigen: Die Universitäten jedenfalls scheinen in einer schwachen Position; sie haben sich im April den sogenannten „Solidarpakt“ mit dem Wissenschaftsminister aufnötigen lassen: Gegen das Versprechen, für die nächsten 10 Jahre keine weiteren Kürzungen hinnehmen zu müssen, haben sie sich verpflichtet, bis dahin 1500 Planstellen à 100.000 Mark an das Land abzugeben. Eine Planungssicherheit über zwei Wahlperioden aber kann ihnen auch der Wissenschaftsminister nicht garantieren.

Verlassen können sich die Hochschulen wohl nur darauf, daß das Ministerium nicht, nur weil es weniger Geld gibt, weniger zu sagen haben will. Denn die Universität haben jetzt schon zugelassen, daß unter dem Vorwand der leeren Kassen Schwerpunktsetzungen vorgenommen werden, die sonst auf Widerstand gestoßen wären. Und was die "Hochschulstrukturkommission" weiterhin empfehlen wird, wissen wir noch gar nicht. (hn)



Elite braucht man in Heidelberg nicht lange zu suchen.

Foto: papa

ten. Grund genug, diese Elite der Wissenschaft in Wort und Schrift an die Wand zu bannen, mag sich die Universitätsleitung vor über hundert Jahren gedacht haben - schließlich, was wäre unsere Bildung ohne Elite?

Seitdem hat sich viel verändert an den deutschen Hochschulen. Die schöne Welt der Autoritäten ist dahin. Nach dem Zweiten Weltkrieg und dem Wahn des Führerprinzips hatte man genug vom Elitengedanken, die Studentenrevolution vertrieb ein mächtiges Quantum Muff aus den Talaren. Doch trotz aller Reformen und sozialer Chancengleichheit: Die Universität, das deutsche Bildungssystem steckt in der Krise. Also was tun? Auf dem IX. Symposium des "Heidelberger Clubs für Wirtschaft und Kultur" zum Thema Bildung vom 9. bis 11. April wurde über das Problem und mögliche Lösungen diskutiert. Das Symposium war hervorragend organisiert, Namen wie Scharping oder Bresser sollten Teilnehmer anlocken. Allerdings bewies der Blick in halbgefüllte Säle wieder einmal, daß das Desinteresse an ureigensten Angelegenheiten eine der wenigen ausgeprägten Eigenschaften der Studis ist. Schade.

Ignatz Bubis wagte in seinem Eröffnungsvortrag den Blick zurück zur Elite. Er forderte den Aufbau eines stärkeren Geschichtsbewußtseins durch die Bildung, mit dem Ziel einer politischen Kultur aus den Erfahrungen der Geschichte heraus. Im Rahmen einer solchen Gesellschaft hätte

welche Funktion sie ausfüllen sollte - unklar blieb jedoch, was man eigentlich unter Elite zu verstehen hat. Den einzigen Satz zu diesem Thema am Eröffnungsabend verdanken wir unserem Prorektor Prof. Jung, der das Grußwort für die Universität sprach. Der hatte in den Mitgliedern des "Heidelberger Clubs" die Verkörperung seines Idealtypus der kommenden Elite entdeckt: "Schmuck angezogen, jung, erfreuliche Erscheinung, leistungsorientiert". Im Schlußteil fügte er später noch hinzu: "Leistungssträger tragen Leistung". Es spricht für die Organisationsgruppe des "Clubs", daß das Lächeln wenigstens einiger Mitglieder bei dieser Peinlichkeit sichtlich einfrohr.

Neue Elite: Viel Konsens, aber keine Begriffsdefinition

Ein bißchen genauer als der Prorektor gaben sich die Teilnehmer der Podiumsdiskussion am Folgetag: "Brauchen wir eine Elite?" war das Leitthema, und auffällig an der Diskussion war vor allem der völlige Konsensus der Teilnehmenden bezüglich der Antwort auf diese Fragestellung: "JA, wir brauchen" mit drei Ausrufezeichen, eins für jeden der Teilnehmer aus Politik, Lehre und Wirtschaft. Die Politik wurde von Annette Schavan, der Kultusministerin Baden-Württembergs, vertreten, die Moderation übernahm Ernst Eilitz, der Intendant des Deutschlandfunks. Doch die unbeschwernte Be-

FRANZÖSISCH - KURSE

MODULKURSE (Intensiv):

Verschiedene Niveaus

5 Wochen: 7. Juni bis 5. Juli 1997 / 5 Samstage: 7. Juni bis 5. Juli 1997

WOCHENEND-WORKSHOPS

Vorbereitung zur DELF-Prüfung (Diplôme d'Etudes en Langue Française)

1. Teil: 6., 7. und 8. Juni 1997 / 2. Teil: 13., 14. und 15. Juni 1997



C.C.C.L. - INSTITUT FRANÇAIS
Seminarstr. 3 - 69117 Heidelberg
Tel. 06221/60580
Di.-Do. 13-19 + Fr. 10-14 Uhr

AIDS-Hilfe Heidelberg e.V.

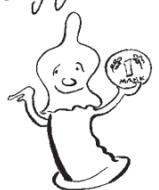
Die Mittel gegen Aids

Telefonberatung:	Montag	15.00 bis 17.00 Uhr
	Donnerstag	18.00 bis 20.00 Uhr
Frauen für Frauen:	Montag	11.00 bis 13.00 Uhr
Schule für Schwule:	Freitag	12.00 bis 14.00 Uhr
Positiveline:	Mittwoch	18.00 bis 20.00 Uhr

Telefon: 06221/19411

Spendenkonto: 7870 (Bezirkssparkasse Heidelberg, BLZ: 672 500 20)

AIDS-Hilfe, Heidelberg e.V., Büro/Telefon: 06221/161700 Untere Neckarstraße 17, 69117 Heidelberg



Männeremanzipipation Das Grauen im Seminar

Neuwahl des Personalrats

Vom 22. bis 24. April waren die Beschäftigten der Universität Heidelberg zur Neuwahl ihres Personalrats aufgerufen. Zu der Gruppe der Angestellten zählen auch die etwa zweitausend HiWis – insofern hatten auch die Studierenden eine Einflußmöglichkeit.

In den letzten Jahren waren die Personalratswahlen nicht gerade ein Quell von Überraschungen, wenn es um Veränderungen im Gremium ging – hauptsächlich wurden die Mitglieder des alten in den neuen gewählt. Doch diesmal waren der Wahl Querelen innerhalb des Gremiums vorangegangen. Die sonst antretende Gewerkschaftsliste der ÖTV splittete sich in zwei unabhängige Listen auf: Die erste, angeführt vom bisherigen und zukünftigen Vorsitzenden Gerd Apfel unter dem Namen "Personalrat für alle", die andere als "Kooperation statt Konkurrenz" unter der Ägide der ehemaligen ersten Stellvertreterin Apfels, Christa Stumpf. Programmatische Unterschiede wiesen beide Wahlvorschläge kaum auf – vielmehr war die Spaltung Folge der Vorwürfe von Apfels Liste gegenüber den Frauen um Christa Stumpf, die sich angeblich zu sehr auf Fragen der Gleichberechtigung konzentrierten. (vgl. *ruprecht-aktuell-Archiv* 16.4.97, <http://www.uni-heidelberg.de/stud/presse/ruprecht/aktuell/04-97.htm>)

Nun haben sich die Beschäftigten der Universität entschieden – allerdings wohl häufig, ohne genau zu wissen, was die Unterschiede der Listen ausmachten. Denn die Wähler hörten fast gleich klingende Ankündigungen: So wenig Streichungen wie möglich sollten in den kommenden Sitzungen der Strukturkommission angeregt werden, vor allem bei den Stellen der Universitätsbibliothek und der Verwaltung. Weitere Ziele sind die Durchsetzung eines Jobtickets und verstärkter Einsatz für Fragen der Aus- und Weiterbildung.

An der Ähnlichkeit der Wahlvor-

schläge lag es wohl auch, daß viele Stimmberechtigte ihre Stimmen auf Bewerber aus beiden Listen verteilten. Daher kann man bei dem Wahlergebnis nicht von einem klaren Sieg für "Personalrat für alle" sprechen – obwohl die Liste bei der Wahl der Gruppe der Angestellten eine klare Mehrheit für sich gewinnen konnte. Denn Christa Stumpf kann die zweithöchste Stimmenzahl für einen Einzelkandidaten vorweisen. "Wir interpretieren das so, daß die Wahlberechtigten sich das Team Apfel/Stumpf wünschen," sagte sie dazu.

Gerd Apfel hofft im Hinblick auf diese Situation, daß sich die beiden Gruppierungen "zusammenraufen" werden. "Zwar ist der Arbeitsablauf ein bißchen gestört worden, aber die bisherige gute Zusammenarbeit soll kontinuierlich fortgesetzt werden," meinte Apfel, während Stumpf anmerkte: "Wir hoffen, daß im Rahmen einer kooperativen Zusammenarbeit Flugblätter künftig unterbleiben." Ein Flugblatt mit Falschinformationen über den Listenstreit zum Nachteil der Kooperationsliste, das einige Wochen vor dem Wahltermin für Wirbel gesorgt hatte, war kurz vor der Wahl noch einmal ausgehängt worden. Gute Voraussetzungen für ein gutes Arbeitsklima?

Doch im engeren Vorstand wird ein "Zusammenraufen" gar nicht notwendig sein. Die erste konstituierende Sitzung wählte nur Mitglieder der Liste "Personalrat für alle" in das Herzstück des Personalrats – darunter keine einzige Frau, zum ersten Mal seit Jahrzehnten. Auch im gesamten Gremium sitzt eine Frau weniger als im alten – das Verhältnis liegt nun bei acht zu elf. Außerdem ist zu befürchten, daß bei Beginn der Arbeit des neuen Personalrats im Juni auch die Mehrzahl der Freistellungsplätze an die "Männerliste" geht. So könnte genau das eintreten, wovor "Kooperation statt Konkurrenz" vor der Wahl warnte: ein Rückschritt in der Gleichberechtigungspolitik auf Personalratsebene. (gan)

Rückschritt der Gleichberechtigung



Teilen mit der Dritten Welt

Heidelberger Studierende besteuern sich selbst

Eine Welle von Gewalt überzog in den 80er Jahren das peruanische Department San Martin. Von den scharfen Auseinandersetzungen der Guerilla mit der staatlichen Gegengewalt erzählen heute zahlreiche Häuserruinen und die sogenannten Arpentitos, jugendliche ehemalige Guerilleros, die sich schwer in der Gesellschaft zurechtfinden. Ein anderer Konflikttherd ist der Koka-Anbau, der trotz staatlichen Verbots die Existenzgrundlage vieler Familien ist, da ihnen die wirtschaftlichen Alternativen fehlen. Diese ungelöste Problematik führt bis heute zu gewalttätigen Auseinandersetzungen.

Seit 1992 nimmt sich eine einheimische Initiative der Opfer der Menschenrechtsverletzungen an, kümmert sich um die Reintegration der Jugendlichen und entwickelt mit den Bauern Alternativen zum Koka-Anbau. Der Leiter dieser Organisation steht in stetigem Kontakt zu einer hauptsächlich aus Heidelberger Studierenden bestehenden Gruppe, denen er über die laufenden Aktivitäten berichtet und 1995 sogar einen Besuch abstattete.

Doch was verbindet diese beiden Welten? Es sind die 5%. Denn diesen Anteil des ihnen monatlich zur

Verfügung stehenden Geldes schicken die Mitglieder der 5%-Gruppe als Zeichen des Teilens an das peruanische Projekt und vier weitere Initiativen in anderen Entwicklungsländern.

Neben der finanziellen Unterstützung ist den ca. dreißig Studierenden der direkte Kontakt zu den Menschen, die vor Ort aktiv an der Verbesserung der Lebensbedingungen arbeiten, besonders wichtig. In diesem Austausch sehen sie die Möglichkeit, das Engagement ihrer Ansprechpartner ideell zu unterstützen und zu begleiten. Dazu gehören neben dem brieflichen Verkehr auch Besuche einzelner Studierender in den Projekten selbst. So können sie sich sicher sein, daß das Geld nicht in irgendwelchen dunklen Kanälen verschwindet, wobei sie betonen, daß sie auf keinen Fall inhaltlichen Einfluß auf die Arbeit der Einheimischen nehmen wollen.

Die Kontakte sind größtenteils über persönliche Beziehungen zu einzelnen Verantwortlichen der Projekte entstanden, an die auch die monatlichen Überweisungen gehen. So richtet sich die Zuwendung für ein guatemaltekisches Krankenhaus an eine Krankenschwester, deren Bekanntheit einer der 5%-ler während seiner Famulatur machte. Weiter engagieren sich die Heidelberger-

Die Schleimspuren der HiWis sind lang – eine Polemik

Eigentlich ist es rührend: Blauäugig und einfältig dackeln sie von einer Bildungsinstitution in die nächste, ohne einen Schimmer zu haben, was sie erwartet. Weil sie noch nicht reif für das Leben sind, landen sie nach dem Abitur meist auf der Universität, und dort reiben sie sich die Augen. Je unverschulter das Studium, desto orientierungsloser irren die Studenten der 90er Jahre über den Campus.

Es ist zwar Mode, von einer "Hochschulkrise" zu reden, aber noch nicht einmal das nehmen diese Studenten wahr – und wenn doch, verwechseln sie es mit der Klage über Mittelkürzungen und die sogenannten "Einschreibegebühren". Zu dem Frust, den einige ihrer Kommilitonen in langweiligen Seminaren aufgestaut haben, zucken sie nur apathisch mit den Schultern: Wer nichts erwartet, kann auch nicht enttäuscht werden.

Deshalb schimpft man gerne auf diese putzigen Massenstudenten. "Sie demonstrieren noch nicht einmal für ihre ureigensten Interessen", klagen die einen. "Es gibt zuviele, und sie verwässern unser elitäres Niveau", sagen die anderen. Doch in Wahrheit ist es eine ganz andere Sorte Student, die Seminare regelmäßig ungenießbar macht.

Diese warten keineswegs darauf, daß man ihnen alles haarklein vorkaut. Sie verfügen über eine selbständige Strebsamkeit, die sie vor allem für das eine nutzen: sich anzupassen. Es sind die Schlaunen, Wendigen, die eine Witterung dafür haben, wie der Hase läuft. Wegen ihnen wird auch in zwanzig Jahren alles beim alten geblieben sein: die Themen überholt und die Diskurse entrickt. Sie rechnen sich nämlich zum akademischen Nachwuchs: die allzeit dienstfertigen HiWis.

Der idealtypische HiWi ist leicht zu erkennen. Seine Kleidung – Jackett und / oder Rollkragenpulli – soll ihn älter wirken lassen, als er ist, soll Verbundenheit mit dem Lehrenden und Distanz zu den Kommilitonen ausdrücken. Erkennt dieses Fußvolk, grüßt es aber nicht. Fachlich muß er seinen Statusanspruch im Seminar untermauern.

Schauen wir dabei einmal zu: Das

Referat ist gehalten, die Teilnehmer sammeln ihre Gedanken oder blicken hilflos aus dem Fenster. Sie wissen wohl, daß jetzt eine Diskussion von ihnen erwartet wird... Ein paar unbedarfte Fragen werden gestellt und belächelt. Und dann rollt der HiWi das Feld von hinten auf. Jetzt wird er den Diskurs verwissenschaftlichen.

Das heißt: Er redet von jetzt an kein Deutsch mehr. Er spricht aber auch in keiner klaren Fachsprache, sondern den Jargon seines Professors. Und siehe: Was eben noch greifbar nahe vor Augen lag, verschwindet im Nebel einer giftigen Wolke aus Terminologie. Allein der Prof scheint noch durchzublicken und nickt dem Schwafelspeier zustimmend zu.

Irritiert und benommen stolpern die Studenten über die gerade verschossenen Worthülsen. Plötzlich

die Uni nährt und wen nicht. Und gerade wenn er kein sicheres Brotstudium gewählt hat, blickt er umso fester auf die Fleischtpöfle der *alma mater*. Er weiß, daß es ihm nichts bringt, originell zu sein. Daß seiner wissenschaftliche Karriere zunächst nur eins nützt: Unterordnung unter tabuisierte Prämissen. Als Assistent *in spe* will er beweisen, daß er ein treuer Gefolgsmann ist und die Ansichten seines Meisters zu vertreten weiß.

Deshalb wird nicht gestritten, sondern geschleimt - schamlos. Ich saß einst - an einer anderen Uni - in einer Veranstaltung über die deutsche Außenpolitik nach der Wiedervereinigung; damals ein sehr aktuelles, heikles Thema. Der Prof war ein Konservativer, der es liebte, von Adenauer zu erzählen. Das wußten seine HiWis und lieferten ihm entsprechende Stichwörter geradezu um



Die apathische Masse lauscht und schweigt – vor allem, wenn HiWis reden.

sind sie marginalisiert – in einem Seminar, das ihrer Bildung dienen sollte. Sie ahnen, daß für sie der Nutzen dieser Sitzung mal wieder gleich Null sein wird. Sie wundern sich, wie wenig Ahnung vom Thema sie haben, und ziehen sich auf ihre Referate zurück. Kein Student konnte dem HiWi folgen – Ziel erreicht.

Wenn es aber trotzdem jemand schafft? Dann, lieber HiWi, lerne von deinen Kollegen! Bemühe dich um eine stockende, unangenehme Sprechweise, die jeden Zuhörer verekelt (dein Prof weiß ohnehin, was du sagen wirst – es stammt ja von ihm). Oder hat vielleicht ein Referent deinem Prof widersprochen? Vielleicht weiß er das gar nicht! Also zeig's ihm, hau drauf! Und wenn keine Schwachstelle...? Dann unterstell ihm schlicht methodisches Versagen! Schließlich können Kontroversen dir nur nutzen: Du kennst die richtige Seite, und der siegreiche Rückzug bleibt dir stets offen: durch die Terminologie.

Wozu dieser ganze Stuß? Weil den HiWi vor allem interessiert, wen

die Wette.

Als der Prof (bescheiden!) eingeräumt, Adenauer habe *nur einmal* eine absolute Mehrheit gehabt, und zwar damals, als... – da krönte eine Hilfswissenschaftlerin diesen Personenkult mit der ernstgemeinten Frage: "Inwiefern läßt sich damit die Wahl Helmut Kohls zum 'Kanzler der Einheit' vergleichen?" Es war lächerlich, aber es traute sich niemand zu lachen. Denn so wie diese Frage war das ganze Seminar.

Also tun wir doch nicht so, als ginge es um "Wissenschaftlichkeit"! Echte Wissenschaft lebt nicht davon, daß man der Lehrmeinung folgt, soweit man sie kennt. Diese Adepten aber wollen keine Erkenntnis, sondern ein Pöstchen. Neugierde? Liebe zum Gegenstand? Ach was, krämerschlaun und rücksichtslos muß man sein, dann wird man schon was werden.

Es ist diese Sorte Jungakademiker, die einem den Spaß am Studium nachhaltig verleiden kann. Aber anstatt dies zu beklagen, jammert man über die "Massenuni" und ihre harmlosen Studis. (hot)

NEU!

KEBAP HAUS

NEU!

NEU! Truthahn > KEBAP
NEU! Chicken > KEBAP
 Im Fladenbrot mit Salat und Knoblauchsoße **5,50 - DM**

Döner Kebab Vegetarisch im Fladenbrot mit Schafskäse, Salat und Knoblauchsoße **4,50 - DM**

Döner Kebab vom Kalb im Fladenbrot mit Salat und Knoblauchsoße **5,50 - DM**

- Verschiedene frischbackene **Pizza** Spezialitäten!
 - Verschiedene **Salate** (Bauernsalat, Thunfischsalat...!)

Alle Gerichte auch zum Mitnehmen!

Hauptstraße 173 Heidelberg gegenüber **Café Journal**

Nächstes Treffen: 7.5., 20.00 Uhr im Marstall, 2. Stock, Kontakt: Kathrin Tel. 400737, Moritz Tel. 401792

In den Kinderschuhen

Politikwissenschaft in Chile

Was in Deutschland seit Jahrzehnten im Angebot keiner renommierten Universität fehlt, können Chilenen erst seit einigen Jahren studieren: Politische Wissenschaft. Kein Wunder also, daß der Vergleich der Studiengänge neben Eigenheiten der beiden Hochschulsysteme ein deutliches Qualitätsgefälle zu Tage fördert. Der fünfzigjährige Vorsprung der Demokratie in der Bundesrepublik – bis 1989 hatte der Militärdiktator August Pinochet in Chile regiert – ist nicht der alleinige Grund für die schleppende Entwicklung des Faches.

Der einzige annähernd mit dem deutschen Diplom- oder Magisterstudium vergleichbare Studiengang, der an einer chilenischen Hochschule angeboten wird, ist die fünfsemestrige "licenciatura en ciencia política" an der Universidad Católica de Chile in Santiago. Neben der "Católica" bieten einige andere Universitäten und Institute auch den ca. drei Semester dauernden "magister" an, der aber nur als Aufbaustudiengang verstanden werden kann. Professor Carlos Huneeus, von 1990 bis 1993 Botschafter in der Bundesrepublik und heute Dozent für Politikologie in Santiago, erklärt: "Es werden einige Studentengenerationen nötig sein, um dieses Fach zu etablieren." Folglich wird es für die ersten fertigen Politikologen auch nicht einfach sein, einen adäquaten Arbeitsplatz zu finden. Marcelo, 23 Jahre, wird nach diesem Semester seinen "título profesional" in der Tasche haben: "Die meisten von uns hoffen, in der Verwaltung oder der Politikberatung bei

dem deutschen oder US-amerikanischen Standard nicht zu vergleichen. Richtschnur ist das Niveau lateinamerikanischer Nachbarn. Doch selbst hier bleiben die chilenischen Politologen deutlich hinter den Brasilianern, aber auch hinter den Argentinern und den Mexikanern zurück. Die Bibliothek des Instituts in Santiago, die bestausgestattete des Landes, läßt viele Standardwerke vermissen, andere Publikationen sind veraltet. Außerdem gibt es weder ein kommentiertes Vorlesungsverzeichnis, noch stehen Computer zur Verfügung. Hinzu kommt, daß nur eine Minderheit der Studenten ausreichende Englischkenntnisse mitbringt, die meisten Fachpublikationen aber nur in englischer Sprache vorliegen.

Die Veranstaltungen in Chile heißen "cursos" und "clases". Wer hinter diesen Bezeichnungen einen regen Austausch zwischen Studierenden und Dozenten erwartet, liegt jedoch falsch. Es dominiert der Vorlesungsstil. Veranstaltungen, die mit deutschen Seminaren vergleichbar sind, gibt es allenfalls im "magister"-Programm der Universidad Católica. Außer Klausuren werden dort auch Referate gehalten und Hausarbeiten geschrieben. Die verschulte Form des Studiums bringt es mit sich, daß die Veranstaltungen sehr allgemein gehalten sind. Auch ist die Zeit mit fünf Semestern zu kurz für eine Spezialisierung. Erst im letzten Semester können die Studenten einen Schwerpunkt setzen. "In vielen Bereichen ist das Angebot unserer Fakultät einfach zu klein", weiß die zwanzigjährige Anna María.

Im Gegensatz zur "licenciatura" bietet der "magister" die Möglich-



Foto: Flandes

Hier treffen sich Chilenen und Heidelberger: die Universität in Santiago.

Parteien unterzukommen. Wie die Chancen dafür stehen, wissen wir allerdings auch nicht so genau.

Für die "licenciatura" sind an der "Católica" nur 45 Studenten eingeschrieben. Den Titel des "magister" streben gar nur 30 Politikologen an. Die Veranstaltungen sind überschaubar: Seminare mit fünf bis acht Teilnehmern sind die Regel. Diese 75 Studenten sehen sich 18 Dozenten gegenüber, die ihre Doktorwürde an ausländischen Universitäten wie Paris, Cambridge oder Princeton erhielten - Verhältnisse, von denen deutsche Hochschüler nur träumen können. Dabei darf nicht vergessen werden, daß neben leistungsorientierten Zulassungsbeschränkungen eine fette Studiengebühr für eine bedenklliche Auslese sorgt. Mit 1,2 Millionen Pesos (ca. 4800 DM) pro Jahr ist die "licenciatura" wegen ihrer kurzen Dauer noch einer der billigsten Studiengänge.

Was bekommt der chilenische Politikwissenschaftler für seine Pesos? Das Niveau der Ausbildung ist mit

keit zur Spezialisierung: Die Anwärter wählen entweder das Fachgebiet "Institutionen und politische Prozesse" oder "Internationale Beziehungen". Dieser Ergänzungsstudiengang versäumt es jedoch, für ein umfangreiches Wissen seiner Absolventen über ihr Spezialgebiet hinaus zu sorgen. Die Möglichkeit zur Promotion besteht in Chile nicht. Ein Auslandsaufenthalt wäre dazu zwingend. Austauschprogramme machen es den Católica-Studenten leichter, ein oder zwei Semester in den USA oder Europa zu verbringen. Deutsche Partneruniversitäten sind Heidelberg und Tübingen.

Zur Zukunft seines Studienfaches befragt, meint Huneeus: "In den kommenden Jahren ist eine Verbesserung der Rahmenbedingungen genauso vonnöten wie die rasche Umsetzung der gewonnenen Erfahrungswerte. Denn fünfzig Jahre wollen weder wir noch die Studenten der Politikologie in Chile warten, bis der Standard deutscher Hochschulen erreicht ist." (Daniel Flandes)



Foto: Dirk Nothnagel

Stuttgart, Omnibusbahnhof:
Erste Station auf dem Weg ins
Ungewisse.

Der lange Abschied

Die ganz alltägliche Rückkehr bosnischer Flüchtlinge

Stuttgart, Omnibusbahnhof. Unruhig rutscht die junge Frau auf ihrem Sitzplatz hin und her. Während der nächsten 24 Stunden wird sie nur selten Gelegenheit haben, sich die Füße zu vertreten. Alima, 25 Jahre, ist bosnische Muslimin und an diesem Nachmittag die einzige im vollbesetzten Bus nach Tesanj bei Sarajevo, die ihr Rückfahrticket nicht in der Tasche hat. Die Mehrzahl der Reisenden sind Bosnier islamischer Religion: darunter Gastarbeiter, die schon seit zwanzig Jahren in Deutschland leben und nach zehntägigem Besuch wieder zurückkehren, aber auch Bürgerkriegsflüchtlinge, die im Rahmen sogenannter Orientierungsreisen in ihre Heimatorte fahren, um sich vor ihrer Rückkehr ein Bild von der Lage vor Ort zu machen.

Auch Alima lebt nun schon seit über fünf Jahren in Deutschland. 1991 floh sie mit ihrem Bruder und ihrer Mutter vor den anrückenden Serben aus ihrer Heimatstadt Doboj im heute serbisch besetzten Teil Bosnien-Herzegowinas nach Deutschland. Aufgrund der Härtefallregelung für Bürgerkriegsflüchtlinge aus dem ehemaligen Jugoslawien erhielt sie seinerzeit recht unbürokratisch eine Arbeitsgenehmigung. Seitdem arbeitet sie in einer Gastwirtschaft bei Aschaffenburg. "Zehn Stunden am Tag und mehr", erzählt sie mit leisem Stolz in der Stimme. Sehr gut gefallen habe es ihr dort und sie habe viel gelernt: In fließendem Deutsch erzählt Alima, wie die Wirtin ihr beim Erlernen der deutschen Sprache geholfen habe. Aber auch bei ihren Kolleginnen und Kollegen im Gastgewerbe war Alima sehr beliebt und voll integriert.

Anfang des Jahres erhielt Alima dann ein Schreiben von der Ausländerbehörde, das sie zur Rückkehr in ihre Heimat aufforderte. Sie hat Pech: Da sie weder verheiratet ist noch Kinder hat, gehört sie zur ersten Personengruppe, die nach Inkrafttreten des Daytoner Friedensschlusses nach Bosnien zurückgeschickt werden soll. Die Duldung ihres Bruders, der mit seiner Frau und zwei kleinen Kindern noch in Aschaffenburg lebt, läuft erst im Herbst aus. Eine Frist von drei Monaten, behördlich festgelegt, das war alles, was das Land, das Alima vor fast sechs Jahren großzügig aufgenommen hatte, ihr jetzt noch an Zeit bis zur freiwilligen Ausreise zubilligte - andernfalls drohe die zwangsweise Abschiebung in ihre vom Bürgerkrieg zerstörte Heimat. Drei Monate, um ihren Job und ihre gemütliche Wohnung zu kündigen. Drei Monate, um sich von der mittlerweile so vertrauten Umgebung und von ihren deutschen Freunden zu verabschieden. Man merkt der jungen Frau mit dem Pferdeschwanz

Die zwangsweise Rückführung von Flüchtlingen aus dem ehemaligen Jugoslawien läuft auf Hochtouren. Allein in Baden-Württemberg sind in den letzten Monaten fast 15.000 Bürgerkriegsflüchtlinge von den Ausländerbehörden unter Androhung ihrer Abschiebung zur Ausreise aufgefordert worden. Fast scheint es, als wetteiferten die Innenminister der Bundesländer in einer Art Windhundrennen darum, sich in möglichst kurzer Zeit möglichst vieler ihrer Flüchtlinge zu entledigen. Daß diese Massenabschiebung den Friedensprozeß in Bosnien-Herzegowina gefährden könnte, bedenken die wenigsten.

und den dunklen Haaren an, wie schwer ihr der Entschluß zur freiwilligen Rückkehr gefallen ist. Das Gesicht ist blaß, die Augen gerötet und durch die unzähligen schlaflosen Nächte vor der Abfahrt von Schatten umlagert. Doch Alima will keine Probleme machen: "Ich bin ja so dankbar, daß Deutschland mir damals geholfen hat".

Ungeachtet der während eines fast fünf Jahren dauernden Bürgerkrieges verursachten erheblichen Zerstörungen und der ethnischen Vertreibungen, die auf allen Seiten stattfanden, sollen die Bürgerkriegsflüchtlinge aus dem ehemaligen Jugoslawien nach dem Willen der deutschen Innenminister nun möglichst schnell wieder dorthin zurückkehren, woher sie vor fünf Jahren geflohen waren. Dabei interessiert die deutschen Politiker weder, ob die Flüchtlinge überhaupt in ihre ursprünglichen Heimatorte zurück können, noch, ob diese im Laufe des Krieges "ethnisch gesäubert" wurden und ihnen als Minderheit daher heute keinen sicheren Aufenthalt mehr bieten können.

Genau dies kritisiert auch das Hohe Flüchtlingskommissariat der Vereinten Nationen (UNHCR): Judith Kumin, Sprecherin des UNHCR in Bonn, warnt die deutschen Behörden eindringlich davor, mit der Androhung von Abschiebungen eine Atmosphäre von Abschreckung und Angst unter den noch in Deutschland lebenden Bürgerkriegsflüchtlingen zu verbreiten. Noch sei die Lage im vom Daytoner Friedensvertrag künstlich zusammengefügteten Dreierbund Bosnien-Herzegowina "wenig ermutigend", die Rückkehr von Flüchtlingen in Gebiete, in denen sie nicht die Mehrheit der Bevölkerung stellten, "so gut wie nicht möglich". Zudem dürften die Behörden der Aufnahmeländer die Bürgerkriegsflüchtlinge nicht nur rein nach Kategorien wie Familienstand und Alter abschieben, sondern müßten auch prüfen, welcher Volksgruppe der jeweilige

Flüchtling angehöre und aus welchem Ort er stamme.

Wie die meisten der muslimischen Bürgerkriegsflüchtlinge aus Bosnien-Herzegowina kann auch Alima nicht in ihre Heimat zurück: Doboj, wo sie vor dem Krieg in einer Textilfabrik arbeitete, ist von bosnischen Serben besetzt und deren international nicht anerkannter Teilrepublik Serbska einverleibt worden. Dort, in den "ethnisch gesäuberten" Gebieten, leben jetzt fast ausschließlich Serben, zum Teil in ehemals von Muslimen erbauten und bewohnten Häusern. Auch die multinationale Friedensstruppe SFOR kann an dem während eines fast fünfjährigen Krieges geschaffenen Status Quo nichts ändern. Wo früher drei Volksgruppen - Serben, Kroaten und Moslems - in gemischten Siedlungen halbwegs harmonisch zusammenlebten, da haben Krieg, Massenmord und Vertreibung heute drei ethnisch ziemlich klar voneinander getrennte Gebiete geschaffen. Selbst die Busse des deutschen Touring-Unternehmens, das mittlerweile mehrmals am Tag von vielen deutschen Städten aus Zielorte innerhalb Bosnien-Herzegowinas anfährt, müssen bestimmte Strecken einhalten, je nachdem, welcher Volksgruppe die Passagiere angehören: So tief sitzt noch der Haß aufeinander.

Das im Friedensvertrag von Dayton festgelegte Recht aller Flüchtlinge auf Rückkehr in die angestammten Gebiete Bosnien-Herzegowinas steht dagegen nur auf dem Papier. "Es kann Monate, aber auch Jahre dauern, bis wir unser Haus wiedersehen", glaubt Alima. In gut 24 Stunden wird sie in Zenica, einem Ort knapp 50 Kilometer nordwestlich von Sarajevo, zum ersten Mal seit fünf Jahren wieder bosnischen Boden betreten. Von dort geht es dann weiter nach Zavidovici, einer kleinen Industriestadt im muslimisch bewohnten Teil Bosnien-Herzegowinas, die vom Krieg halbwegs verschont geblieben ist. Dort ist sie zwar noch nie gewesen, doch haben Freunde ihr und ihrer Mutter dort für die nächste Zeit erst einmal Unterschlupf gewährt. Aber auch hier werden sie Fremde sein - Flüchtlinge auf der Suche nach einer verlorenen Heimat, die es für sie nach diesem Krieg nicht mehr gibt.

"Überall wo ich hinkomme, werde ich immer nur ein Flüchtling sein", stöhnt Alima traurig, doch trotzig fährt sie fort: "Sobald ich kann, komme ich zurück nach Deutschland und besuche meine alten Freunde". Damit sie in der Zwischenzeit die deutsche Sprache nicht verlernt, hat sie sich für die lange Fahrt am Bahnhofskiosk gleich noch mit einem dicken Packen deutscher Groschenromane eingedeckt. (sf)



COEXTRA
Comic-Laden
Vertrieb & Agentur

Große Comic-Antiquariatswochen bis 30.7.

Wir geben satte Rabatte auf alle antiquarischen Comics 50-90 Jahre

LADEN - VERTRIEB - KÜNSTLERVERTRETUNGEN
RIESENAUSWAHL - COMICS - POSTER - FIGUREN
SUCHLISTENBEARBEITUNG

Rohrbacher Str. 10
(im Holiday Inn)
69115 Heidelberg
Tel 06221/166455

Hier in der Charité ist das Reich der persönlichen Ewigkeit. Grau der Linoleumboden, weiß die Wände. Hier stehen die Vitrinen, vollgepackt mit dreidimensionaler Vergangenheit, Speicher eines kleinen Stückes Unendlichkeit in Formalin und Spiritus. Manches seit über 200 Jahren. Bereits 1713 wurde unter der Leitung von Christian Maximilian Spener in Berlin ein Anatomisches Institut gegründet, in dem Mitte des Jahrhunderts Johann Gottlieb Walter ein Museum einrichtete. Das ist der Beginn der Vitrinen. Ärzten und Öffentlichkeit kam diese Sammellei von Walter und dessen Sohn allerdings entschieden unreligiös vor. Denn wie sollte ein Mensch auffahren gen Himmel, solchermaßen zerlegt und in Spiritus eingeweicht, verstaubt in ein Einweckglas? Dabei waren zumindest Obduktionen am Anatomischen Institut seit 1713 keine Seltenheit mehr, neidisch blickten die Chirurgen Europas auf die Leichenvorräte des Doctor Spener. Sie selber mußten mit Schaufeln heimlich Friedhöfe besuchen, um wenigstens oft schon leicht verwesene Tote auseinandernehmen zu können. Trotzdem, diese zu Tage geförderten Einzelteile auch noch auszustellen, schien vielen unheimlich, die Grenze zur Intimsphäre war vollends überschritten. Und außerdem: Was war schon anzufangen mit einem Lager voll verbrauchter Ersatzteile des Menschen.

Im Anatomisch-Pathologischen Museum der Berliner Charité machen die Toten Halt auf ihrem Weg ins Jenseits. Konserviert in Formalin und Spiritus (im Bild: eine Ischiopargus-Mißbildung an Säuglingen), erzählen sie ihre Geschichten aus der Vergangenheit. Geschichten vom Leben und vom Tod. Hier sind 280 Jahre davon.

Spiel mit der Ewigkeit

"Der Kopf eines Frauenzimmers von einigen 20 Jahren. Die stärkste venerische Zerfressung der Knochen des Kopfes, die sich in unserer Sammlung befindet, und in dieser Art das einzige Beispiel. Aus dem Stirnbein ist rechter Seite ein Stück, welches ein und einen halben Zoll (ca. 4 cm) im Durchmesser hat, ausgefressen. Das rechte Scheitelbein ist dergestalt durchlöchert, daß es wie ein Sieb aussieht und ganz locker erscheint." So beschrieb Doktor Walter den Schädel einer an Syphilis erkrankten Frau. Lediglich die Symptome kannte man damals, seit der Entdeckung der Krankheit gegen Ende des 15. Jahrhunderts war man kein bißchen weiter. Erst 1905 gelang es zwei Ärzten, den Erreger zu identifizieren. So blieb Johann Gottlieb Walter nur übrig, zu betrachten und zu beschreiben.

"Von einem Frauenzimmer von einigen 30 Jahren. Der Knochen ist sehr aufgetrieben. Sein äußerster Umfang beträgt 18 Zoll (ca. 50 cm). Er ist ganz blättrig und hin und wieder durchlöchert, so daß man Zellen in ihm findet und er beinahe einem Bienenstock ähnlich sieht" - Untersuchungen an einem Ober-schenkelknochen einer Knochen-tuberkulosekranken vor 200 Jahren. Windrose nannte man damals diesen Bienenstock.

König Friedrich I. war alles andere als ein spendabler Monarch, doch mit dem Schwarzen Tod im Rücken gelang es, ihm einige Tausend Taler für ein Pesthaus vor den Toren der Stadt abzurufen. Das Pesthaus am Ufer der Spree, 1711 fertiggestellt, wurde jedoch nie seiner eigentlichen Bestimmung übergeben. Die Pest zog an Berlin vorbei, der Backsteinbau blieb leer. Steinernes Monument, Erinnerung an ein europäisches Schreckgespenst. Mit Bettlern und Huren wurde es zunächst gefüllt, doch Thronfolger Friedrich Wilhelm I. hatte nicht nur den Kopf voller Soldaten, er war auch ein Verehrer der Medizin. Wußte wohl, daß vom Krieg Krankheit bleibt. So sollte das Pesthaus zunächst eigentlich Garnisonslazarett werden. Doch dem dickköpfigen Militär war der Weg vor die Tore der Stadt zu weit. So wurde es zum bürgerlichen Krankenhaus, der Name schrieb Medizingeschichte: "Es soll das Haus die Charité heißen", beschloß der Soldatenkönig am 9.1.1727. Ein Ort, der zum Zentrum medizinischer Forschung in ganz Europa wurde, Krankheiten wie die Leukämie oder Embolie, Operationsmethoden wie die Niedrigdruckkammer für Operationen an der Lunge oder der Kaiserschnitt sollten in den folgenden

Jahrhunderten hier entdeckt werden. Unter Ärzten wie Virchow, Sauerbruch und Henckel. Der Sog von Berühmtheit riß auch das "Museum anatomicum" des J. G. Walter mit. 1803 verkaufte dieser seine ehemals verhaßte Sammlung für 10000 Taler, rund 30 000 Mark, an den preussischen Staat. Sieben Jahre später wurde sie von der frischgegründeten Humboldt-Universität übernommen.

"Wohlgeborener Herr, zuzonders hochzuverehrender Herr Professor Rudolphi. Zufolge der Verfügung des Hohen Ministeriums des Innern, Berlin den 27.2.1811, sollen Monstren und pathologische Präparate von einiger Wichtigkeit Euer Wohlgebornen eingesandt werden. Nach Anzeige des hiesigen Stadtphysikers Doctor Class ist dieser Tage die hiesige Schuhmachersfrau Schoeps von einer solchen monströsen Frucht entbunden worden, und wir erman-geln nicht, solche Euer Wohlgebornen in der beifolgenden Kiste ganz ergebenst zu übersenden. Übrigens hat uns der Class in Bezug auf diese Natur-Merkwürdigkeit noch referiert, daß die Wöchnerin keine andere Ursache von der Deformität ihrer Frucht anzugeben vermag, als daß sie vor mehreren Monaten, wo sie zwar schwanger, solches aber noch nicht gewußt, über eine Meerkatze, die sie unvermutet bei einem mit fremden Tieren umherziehenden Mann gesehen, sich entsetzt habe."

Nicht lebensfähige Ergebnisse des kreativen Chaos namens Leben, die nicht von dieser Welt zu sein schienen. Nicht von dieser Welt sein konnte. Föten mit zusammengewachsenen Beinen wurden zu wunderschönen Sirenen, Einäugige zu Zyklopen. Spiegelbildlich verdoppelte Rümpfe in Asien zu Gottheiten. Nichts schien Doctor Rudolphi, der die anatomische Sammlung der Universität jetzt führte, so fasziniert zu haben wie diese Rätsel unheimlicher Menschlichkeit. Im Jahre 1811 bewirkte er eine Verordnung der preußischen Regierung, alle im Land entbundenen Mißgeburten waren nun unverzüglich und nach Erstattung der Konservierungs- und Transportkosten nach Berlin zu schicken. Da kamen sie an, in ihren Kisten, umspült von Spiritus. Früchte des Mutterleibes wie eingemachtes Obst. Immer öfter tauchen nun innere Organe und komplette Gliedmassen in den Vitrinen auf. Kleine Reste eines ganzen Lebens, wie Visitenkarten.



Foto: rot

Seit 1811 hatte neben dem Anatomischen Institut auch die Charité ein Leichen- und Sektionshaus. Aber sehr dringlich schienen den dortigen Ärzten Obduktionen nicht gerade zu sein, viele hatten ihre Ratlosigkeit und religiösen Zweifel gegenüber anatomischen Präparaten in den vergangenen 100 Jahren nicht geändert. Kaum eines gelangte von dort in die Sammlung Rudolphis. So umfaßte diese bei dessen Tod 1832 nur 7197 Stück.

Noch einmal 14 Jahre mußten vergehen, bis die gesamte Medizin Obduktionen und Präparate als eine vielversprechende Forschungsmethode begriff. Eine Entwicklung, die in der Charité einen Namen trägt: Rudolf Virchow. Als Prosektor des Leichenhauses war er der Überzeugung, nur durch dreidimensionales Anschauungsmaterial wirkungsvoll Anatomie und Pathologie lehren und die wahren Krankheitsursachen feststellen zu können. Eine Überzeugung, die ihm zur Entdeckung der Embolie und Leukämie verhalf, davor war das eine einfach nur eine Venenentzündung, schlicht Eiter das andere. Schon mit 24 Jahren war er damit so berühmt, daß auf einem Ball seine Tanzpartnerin ihn unbedingt für "den Sohn dieses Vaters" halten wollte, "der die Vorlesungen über Pathologische Anatomie hält". Der Erfolg stachelte ihn an, "kein

Tag" sollte "ohne ein Präparat" vergehen. Viele wurden ihm alleine wegen seines Rufes zugeschickt, darunter auch immer wieder Mißgeburten. So manche hatten die entbindenden Ärzte ihren Patientinnen wohl nicht ganz rechtmäßig abgeschwätzt. Versprachen den Müttern hohe Belohnungen, falls sie ihre Fehlgeburt nach Berlin schicken würden. Ein Geldsegen, der bei den Betroffenen allerdings nie eintraf, erfunden von Ärzten, um sich an der Sammlung des berühmten Virchow beteiligen zu können. Im Jahre 1899, Rudolf Virchow war 78 Jahre alt, eröffnete er mit 23600 Objekte das erste öffentlich zugängliche Pathologische Museum der Charité. Keiner vor ihm hatte jemals diese Menge zusammengetragen.

"Schneidergeselle Wilhelm Basein, gestorben 4.11.1898 im Alter von 73 Jahren mit verkohlter Lunge." Jetzt steht sie auf dem untersten Regalbrett einer Vitrine in den Gängen des Instituts. Blau ist die Kohle geworden von der jahrelangen Spirituswirkung. 73 Jahre lang, Partikel um Partikel, hat sie sich dort niedergelassen. Bis alles dicht war. Verkohlt. Kleine Geschichte eines privaten Umweltdesasters.

"Am 18.3. brachte mir Doctor Da-

vidsohn ein Präparat einer 71jährigen Frau aus dem Siechenhaus der Charité, die an Gallenblasenkrebs verstorben war." Kein Name. Niemand dachte zu dieser Zeit, 200 Jahre nach Beginn der anatomischen Forschung in Berlin, daran, den Körper nach dem Tod zu schützen, schon gar nicht einen aus dem Siechenhaus, dem Sterbebett der Ärmsten. Jetzt war er nur noch Hülle, mit Bausteinen ohne Individualität. Wie Lego. Unter anderen Bedingungen hätte Rudolf Virchow wohl nie diese Menge Anschauungsmaterial sammeln können.

Im Jahr 1902 stirbt Virchow, doch seinen Körper werden die Ärzte komplett zu Grabe tragen. Keiner wird ihn sezieren. Seine Nachfolger sammeln weiter, zu Beginn des Zweiten Weltkrieges umfaßt das Museum 25900 Organe, Knochen, Gliedmaßen und Föten. Danach waren es 24000 weniger. Bruchstücke längst vergangener Leben beschriften den Weg der Einäscherung, lange nach dem dazugehörigen Körpern. Vielleicht war darunter auch alles, was in den Konzentrationslagern gesammelt wurde von den Sadisten der Neugierde. Menge in Auschwitz. Viele andere anderswo. "Jedenfalls", so Professor Krietsch, der jetzige Leiter des Pathologisch-Anatomischen Museums, "sind bei einer Generalinventur 1980 keinerlei Hinweise auf Objekte aus dieser Zeit aufgetaucht."

Mittlerweile sind es wieder 9000 Präparate, doch viele sind für die Öffentlichkeit nicht zugänglich. Aber ein neues Museum ist in Arbeit und soll fünfstöckig im Jahre 1999 eröffnet werden. Grau der Linoleumboden, weiß die Wände. Hier werden irgendwann wieder Vitrinen stehen. Gefüllt mit Visitenkarte des Lebens. Diejenige von Reichspräsident Friedrich Ebert zum Beispiel. Dessen Blinddarm steht, so groß wie ein Daumen, aufgebrochen nach wochenlanger Entzündung, im Arbeitszimmer von Professor Krietsch. In einem kleinen flachen Glasgefäß auf dunklem Holz. Unschuldiger Mörder eines großen Mannes. "Vor einigen Wochen", so erzählt Krietsch ein bißchen amüsiert, "war Eberts Enkel hier, um sich den Blinddarm seines Onkels anzuschauen."

Irgendwo ganz unten links in einer Vitrine steht ein Stück Haut eines Oberarms. Der Arbeiter Richard Pfeiffer, am 26.1.1902 mit 34 gestorben, hatte sich hier ein buntes Bild eintätowiert. Warum das jemand aufgehoben hat? Visitenkarten, die alle eine Geschichte erzählen, ihre Geschichte. "Bahnwärter Bruggisch, gestorben 10.10.1902 mit 45 Jahren durch Zertrümmerung des Hirns nach Schädelbruch, blutige Infiltration der weichen Hirnhäute." Und die vielen kleinen Geschichten fügen sich zu einer großen. Zur Geschichte einer Sammlung. (rot)

„Mohr Ribb“

„Mohr Bier“

Großer Mohr

Mohr Fun: Untere Straße 5, in der Altstadt

„Mohr Food“



„Mohr Wings“

Unidentifizierte Engel

Heidelberger Theatertage voller Erfolg

Dem Teufel begegnet man nicht jeden Tag. Aber manchmal läßt sich der Ministerpräsident auch in Heidelberg blicken. So geschehen bei der Eröffnungsveranstaltung zu den 13. Baden Württembergischen Theatertagen. Dort konnte man ihn im Kreise seiner Herrenriege erleben, wie man es von einem "rechta Schwob" erwartet. Nämlich witzzeerzählend und sprüchemachend. Über das Niveau schweige man sich besser aus.

Leider nur zum Rahmenprogramm zählte die original oberschwäbische Heidelbergerin Rosemie Warth, die trollige Frau für wirklich alle Fälle. Sie stand dem Zuschauer bei, geizte nicht mit klugen Ratschlägen und versorgte Heidelberg mit den gelben Wäscheklammern.

Ein besonderes Schmankerl für alle Fans der Kleinkunst, Chansons und Revues im Stile der zwanziger Jahre war das Theaterschiff. Man muß ein-

tenkirche, die jede Stunde begeistert ihrem Berufe nachkamen.

Natürlich: Zehn Tage Theatermarathon kann nicht nur aus Höhepunkten bestehen – aber wenn, wie bei den "Ketten" der Städtischen Bühne Pforzheim das Publikum gerade bei ernstgemeinten Szenen nur mühsam den Lachreiz unterdrücken konnte, dann handelte es sich um Ausnahmefälle, die das hohe Niveau bestätigten. Ein Niveau übrigens, das mindestens zweimal noch überflügelt wurde: bei Brad Frasers "Unidentifizierte Leichenteile" und das wahre Wesen der Liebe" und "Angels in America" von Tony Kushner. Aber das fast kinoartige Tempo, die ineinander versetzten Szenenübergänge, die beiden Inszenierungen gemeinsam waren: Kommt all das dem Kino nicht nahe? Ist das noch Theater? Es ist – und zudem ist es wichtig, daß diese zwei Stücke zu sehen waren, denn sonst wäre von den Klagen der Intendanten über zu wenig Geld ein

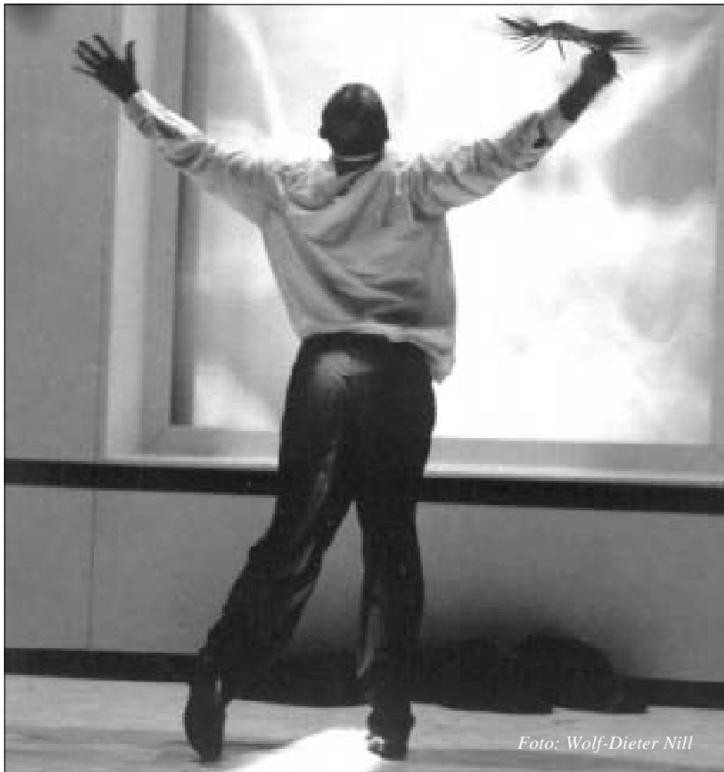


Foto: Wolf-Dieter Nill

fach dort gewesen sein, um das spezielle Flair einer solchen Veranstaltung miterlebt zu haben. So bot das Heilbronner Theater einen frech-frivolon Chansonabend unter dem Motto "Erotic pur" mit Liedern und Texten von Hollaender bis Wedekind. In Szene gesetzt wurden die Darbietungen von dem Quartett, das mit Frack und Zylinder bekleidet war, auch auf der Bühne, die lediglich aus einem riesigen roten Sofa aus Samt bestand.

Theater im Tanzzelt? Der nostalgische Tingelschuppen auf dem Uniplatz beherbergte die Inszenierungen mittleren Formats – was sich aber nur auf die Größe der Ensembles bezieht. Denn was man dort sah, war meist allererste Sahnne auf dem Buffet der szenischen Leckereien der Theatertage. So "Das Kunstseidene Mädchen", dessen Hauptdarstellerin das Publikum über eineinhalb Stunden lang im Bann hielt. Was für ein Genuß für den Zuschauer, so nahe am Stück "dran" zu sein, denn das Rund der Manege erlaubt dem Publikum eine geringere Distanz und interessantere Blickwinkel als der gewöhnliche Guckkastenblick unserer Theaterbauten. Da vergaß man gerne die knochenharten Klappstühlchen und überhörte die Glocken der Jesui-

schaler Nachgeschmack geblieben. Die begeisterte Reaktion des Publikums ist das beste Zeichen für die Notwendigkeit von Stücken, die weder intellektuelle Herausforderungen für ideologisch gebundene Kunstdogmatiker sind, noch nur unterhalten wollen.

Da fällt es auf, daß beide Stücke aus dem Englischen übersetzt sind. Natürlich gab es auf dem Festival auch deutschsprachige Stücke beibender Aktualität: "Indien" von Hader/Dorfer und Michael Seyfrieds "Private Life Show". Doch unvermittelt drängt sich der Verdacht auf, daß diese Stücke schon längst von den Spielplänen verschwunden wären, wären sie nicht verfilmt erfolgreich gewesen – nicht, weil sie schlecht wären, sondern weil sie sich sonst nicht gut "verkaufen" ließen. Dabei gibt es Stücke, die, in Deutsch geschrieben, die Gedanken von heute aufnehmen – und die man dann als Kinofilm bewundern darf. Warum gibt es kein deutsches Theaterstück, das sich in Relevanz mit "Das Leben ist eine Baustelle" messen kann?

Schade, daß die Theatertage vorbei sind. Hoffentlich dauert es nicht noch einmal 26 Jahre, bis sie wieder nach Heidelberg kommen. (jh, gan)



goes to the movies

Filmtips



The Saint

Das amerikanische Kino scheint noch immer von dem weit entfernten Rußland fasziniert zu sein, kommt aber über die Inszenierung von Pseudowirklichkeiten nicht hinaus. Das gilt auch für *The Saint*: Der russische Großindustrielle Tretiak, Chef der russischen Mafia, will in einer Kältekrise den russischen Präsidenten mit nationalistisch-konservativen Parolen stürzen - pseudoaktuell. Der Mann ohne Namen (Val Kilmer), der sich am liebsten Simon Templar nennt, sonst aber als High-Tech-Dieb die Namen katholischer Heiliger annimmt, kommt Tretiak dabei in die Quere. Tretiak will zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen: Er engagiert den "Heiligen", die Formel für die Kalte Fusion der Wissenschaftlerin Emma Russel (Elisabeth Shue) zu stehlen - pseudowissenschaftlich. Dabei will er auch gleich den Heiligen ausschalten. Doch der verliebt sich in Emma - pseudoromantisch -, muß aber deren Lebenswerk trotzdem verraten, um sie vor Tretiak zu schützen. So jagen dann Tretiaks Mafia-Killer die beiden durch Moskau, während er selbst zusammen mit den Militärs einen Putsch organisiert. Der Showdown auf dem Roten Platz mischt dann Ceausescus Revolutionstribunal, Jelzins Machtübernahme und Edisons Erfindung der Glühbirne.

Im einzelnen hat *The Saint* zwar gute Ideen aufzuweisen, führt sie aber nicht konsequent genug zu Ende. Dabei wird unruhig zwischen Politthriller, Actionfilm, Romanze und Komödie gesprungen. Dazu serviert Regisseur Phillip Noyce noch ein wahrlich grausiges Historiengemisch der letzten zehn Jahre Osteuropapolitik. So scheint der Streifen alle Film-Genres in einem Flickwerk bereits dagewesenen vereinen zu wollen. Alles nur geklaut. Und das mäßig. (jm)



Kama Sutra

Wenn ein Film in Indien verboten wird, dann wird das deutsche Feuilleton hellhörig. Es gehört dann schon fast zum guten Ton, den Film zu loben und sein Unverständnis über die indische Zensur zu äußern. In der Tat gibt es in *Kama Sutra* nach westlichen Kriterien nichts zu zensieren. Doch dieser Ruf wird dem Film gut tun, denn gerade sehenswert ist er leider nicht. Die Handlung ist ausgesprochen flach, die Dialoge einfalllos bis peinlich.



Die Regisseurin hat kritisiert, daß *Kama Sutra* sei zu einem Handbuch für sexuelle Praktiken verkommen. Man könne es an jedem Bahnhofskiosk erhalten. Ihr gehe es darum, zu zeigen, daß das *Kama Sutra* tatsächlich ein Weg zur erfüllten Liebe sein könne. Das mißlingt ihr gründlich, die durchschnittliche 50er Jahre-Herz-Schmerz-Taschentuchgeschichte bringt auch nicht weniger Einsichten über die Liebe als *Kama Sutra*.

Der Film ist genauso klischeehaft und holzschnittartig wie das, was die Regisseurin kritisiert. Was bleibt sind einige stimmungsvolle Bilder und eingehende Musik, die zum großen Teil auf Augen und Ohren unserer Längengrade zurechtgeschnitten sind. (papa)



Lost Highway

Anfang: Es klingelt an der Gegensprechanlage: "Dick Laurent ist tot." Das Schicksal jagt uns entgegen wie der gelbe Mittelstreifen eines Highways in der Dunkelheit. Kein rechts, kein links. Nur die Straße. Ohne Richtung und das einzige, was man hoffen kann, ist, wenigstens geradeaus zu fahren.

Langsam inszeniert David Lynch seine Szenen, langsam bewegen sich die Schauspieler. Ein Tempo eigentlich, um alles zu begreifen. Eigentlich. Doch der Zuschauer ist genauso ratlos wie die Hauptdarsteller Bill Pullman und Patricia Arquette. Und das Schicksal löst keine Rätsel. Ist ein schweigsamer Gott. Rast wie der Mittelstreifen eines Highways jedem entgegen: den Schauspielern, dem Zuschauer. Nur mit dem Unterschied, daß letzterer zu Beginn meint, alles zu wissen. Doch das Schicksal hat noch jeden getäuscht. Man begegnet einem Mann, der überall ist, nur nirgendwo wirklich. Außer in der Telefonleitung. Einer zerstückelten schwarzhäarigen Frau, ihrem Mann, seiner Schuld und einer Todeszelle. Dann plötzlich sitzt in dieser Zelle ein völlig anderer und eine blonde Frau wartet in einem Cadillac. Man trifft sich wieder im Motel "Lost Highway". Alle treffen sich dort wieder. Weil es vielleicht doch alles die gleichen Personen sind? Der Jazzmusiker, der seine schwarzhäarige Frau zerstückelt. Der Automechaniker, den die Blonde verführt. Sitzen sie alle im gleichen Auto? Rasen sie alle über den gleichen Highway? Der gelbe Mittelstreifen jagt uns entgegen. Und das einzige, was wir zu hoffen wagen, ist, wenigstens geradeaus zu fahren.

Ende: Es klingelt an der Gegensprechanlage: "Dick Laurent ist tot." Das Schicksal spielt mit uns auf einem Rundkurs geteert mit endloser Ratlosigkeit. (rot)



on the record

Musiktips

Ben Becker: Und lautlos fliegt der Kopf weg

Back to the roots? Wendet sich Ben Becker wieder seiner Punk-Vergangenheit zu? Falsch ist sicherlich, daß Becker sich auch dem allgemeinen Trend von Schauspielern anschließt und einfach mal ein bißchen Musik machen und singen will. Denn was Becker auf seiner ersten CD nach Abschluß seiner Deutschlandtour zusammen mit den beiden "Musikfilmkunsttheatermusikern" Jacki Engelken und Ulrik Spies vorstellt, entzieht sich jeglicher Einordnung: Über beinahe monotonen Bass- und Gitarrenriffs, Schlagzeug-patterns und eingespielten oder programmierten samples, die mal nach Rock, Jazz, Pop oder Latin klingen und nur eine unbestimmte Kulisse aufbauen, erhebt sich Beckers Stimme, mehr rezitierend als singend. Das Gesprochene ist die Stärke des Schauspielers. Becker erzählt von Brian Jones und Che Guevara, Billy, dem toten Trompeter und vom Yankee, der bei Cuba Libre doch den Mund etwas zu voll nimmt. Oder vom schwarzen Mercedes, der mit Brechstange und Kettensäge traktiert wird. Triviales wird von bedeutungsvoll klingenden, fast mystisch-beschwörenden Phrasen durchsetzt, verborgene Zusammenhänge angedeutet, die uninterpretierbar bleiben. Ein postmoderner Kafka oder einfach ein Scharlatan, ein Punk, der dem Publikum und Kritikern den Till'schen Spiegel vorhält? (jm)

Apocalyptica: Apocalyptica Plays Metallica By Four Cellos

Il Duce, Black Rose, Sugar Kane und Sleeping Death, zusammen über 500 Jahre alt - das sind die Akteure dieses ungewöhnlichen Best-Of-Metallica-Albums: die Celli der finnischen Musiker Max Liljanen, Pavo Lötjonen, Antero Manninen und Eico Toppinen, die seit 1993 zusammen metallen.

Plastisch hat man das schmerzverzerrte Gesicht ihrer Dozenten an der renommierten Sibelius Academy in Helsinki vor Augen, wenn die vier "heavy" mit dem Bogen über die Stahlsaiten ihrer Cellos durch Metallica-Klassiker wie "Harvester Of Sorrow", "Master Of Puppets" oder "Creeping Death" brettern. Wenn sich Black Rose, mit 250 Jahren das älteste der vier, mit einem Solo über den bassigen Groove von "Enter Sandman" schwingt, steht fest: Dieses Cello muß der Urgroßvater der Gitarre von Kirk Hammet sein.

Ist Oma mal zu Besuch und man möchte seine Studienfinanzierung nicht riskieren, dann kann man auch mal bei der schon fast poetischen Version von "The Unforgiven" Kaffee trinken. Nach dem Abspülen geht's dann aber wieder richtig ab mit "Wherever I May Roam" oder "Sad But True". Ein wahrer Ohrenschmaus also nicht nur für eingefleischte Metallica-Headbanger, sondern für alle, die Spaß an der Musik haben und bei Streichern nicht nur an "ernste" Musik denken. (jm)

Marcus Miller: Live & More

Marcus Miller legt mit diesen Live-Aufnahmen ein Album vor, das sich nicht kategorisieren läßt. Mal hört man deutlich die Einflüsse aus seiner Zeit mit Miles Davis, mal Latin, mal Funk- und Fusionjazz. Alle Aufnahmen sind getragen von der Clubatmosphäre, in der sie entstanden sind. Die hohe Qualität bewirkt ein übriges: "Live & More" ist von der ersten bis zur letzten Minute bestens arrangiert, interpretiert und aufgenommen.

Miller versteht es, bekannte Songs wie "Tutu" oder "Strange Fruit" neu zu arrangieren, und vermischt sie auf der Platte gekonnt mit Titeln seiner Studioproduktionen. Spaß macht nicht nur Millers quirliger Bass, der mal funkig groovt, mal dezent im Hintergrund den Rhythmus angibt. Auch Schlagzeug und Bläser sind zugleich virtuos und doch eingängig.

Die 70 Minuten erzeugen einen Rausch verschiedener Stimmungen, dem man sich schwer entziehen kann. Miller ist ein Chamäleon, er wechselt mühelos Stile und vermischt sie. Und während es in letzter Zeit Mode war, sich große Kollegen einzuladen, verzichtet Miller fast ganz auf Stars und setzt dafür auf Ensembleleistung. Ein rundum gelungenes Album, mit dem Miller unter Beweis stellt, daß er nicht nur ein guter Bassist, sondern auch ein exzellenter Komponist und Bandleader ist. (papa)

Computershop

Hardware und Software
Diego Caruso

Verkauf von Computern und Hardware,
sowie Aufrüstung und Reparatur



Boxberggring 14 - 69126 Heidelberg
Telefon 06221/384772, Fax: 06221/384772, Funk: 0171/3632803

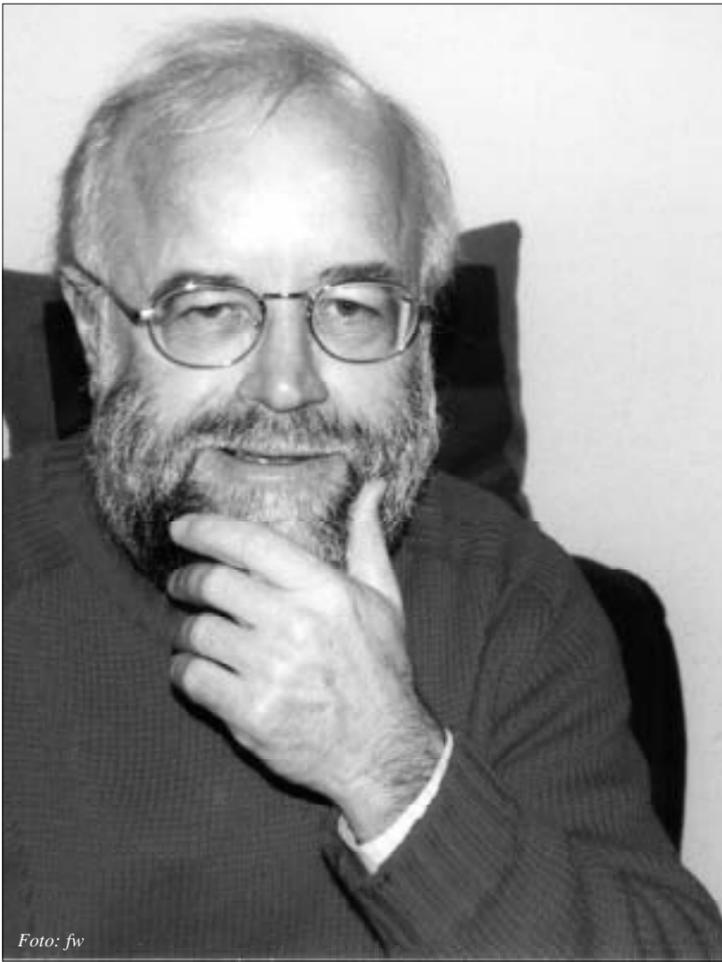


Foto: fw

ruprecht: Die Psychoanalyse ist jetzt über den Daumen gepeilt 100 Jahre alt. Seit der ersten Minute war sie heftiger Kritik ausgesetzt. Warum ist es gerade jetzt an der Zeit, die Frage nach der Zukunft der Psychoanalyse zu stellen?

Lütkehaus: Nun, die Sache folgt zunächst einem gewissen Datenzwang. Es macht sich ja allerorts so etwas wie eine "fin de siècle"-Stimmung breit. Es ist Zeit, Bilanz zu ziehen und Etabliertes auf den Prüfstand zu stellen. Die Psychoanalyse trifft das in besonderem Maße, weil sie, wie zur Zeit ihrer Entstehung um 1900, unter erheblichem Rechtfertigungsdruck steht. Man muß sich heute für die Behandlung sexueller Themen natürlich nicht mehr wie damals rechtfertigen. Wer damals den Menschen beibringen wollte, daß der Mensch von unbewußten Trieben geleitet werde, sozusagen ein Sündenpfeil sei, der mußte *hardcore science* bieten. Der ganze positivistische Tonfall Freuds, der dann von Habermas als scientistisches Selbstmißverständnis der Psychoanalyse kritisiert wurde, die ja eigentlich, so Habermas, eine hermeneutische Wissenschaft sei, wird nur vor diesem Hintergrund verständlich. Eine solche Rechtfertigung sexueller Themen ist heute entfallen. Der Rechtfertigungsdruck bezüglich der Wissenschaftlichkeit der Psychoanalyse ist jedoch geblieben. Der Verdacht, daß die Psychoanalyse eine Halbwissenschaft sei, ein "Tiefenschwindel", besteht nach wie vor.

ruprecht: Ein Verdacht, zu dem sich ja bereits Freud selbst geäußert hat...

Lütkehaus: Ja. Für Freud selbst waren diese Schwierigkeiten der Psychoanalyse allerdings vor allem die Schwierigkeiten, die andere mit der Psychoanalyse hatten. Freud sah die Entdeckung des Unbewußten, die Erkenntnis, daß das "Ich" nicht der alleinige Herr im Hause ist, als Kränkung des menschlichen Narzißmus. Er stellte die Entdeckung des Unbewußten ja in eine Reihe mit der kosmologischen Kränkung durch Kopernikus und der biologischen Kränkung durch Darwin. Kritik an der Entdeckung des Unbewußten war nach dieser Interpretation eine Abwehr der Kränkung. Aus der Kritik, die Freud erfuhr, folgerte er, daß die Psychoanalyse an einem authentischen Punkt angesetzt habe. Wer so aufschrie, signalisierte, daß er getroffen war.

Heute, nach 100 Jahren Psychoanalyse, kommt natürlich etwas Neues hinzu: Die Psychoanalyse hat eine eigene, interne Geschichte. Und sie hat eine 100jährige Institutionengeschichte, die von Anfang an eine Geschichte der Sezessionen war: Jung, Rank, Adler, Stekel, Ferenczi... All diese Leute hatten wohl in

der institutionalisierten Psychoanalyse nicht genug Raum für ihre kreativen Ideen. Freud wachte mit fast inquisitorischer Strenge über die Reinheit der Lehre. Diese 100jährige Institutionengeschichte ist heikel, und man hat gemerkt, daß sie keineswegs nach den Grundsätzen der Psychoanalyse organisiert worden ist - eine große Hypothek.

ruprecht: Zuwenig Selbstkritik?

Lütkehaus: Ja, durchaus. Es ist schon erstaunlich, daß eine Aufklärungsbewegung wie die Psychoanalyse nicht in der Lage war, eine eigene kritische Geschichte zu schreiben. Dunkle Kapitel in der Geschichte der Psychoanalyse gibt es zuhauf. Ich denke da beispielsweise an die Psychoanalytiker, die als Stabsärzte im



Als Humanwissenschaft gerät die Psychoanalyse unter Antiquierungsverdacht. An die Stelle des Subjekts Mensch treten mehr und mehr die Dinge. Und daher wäre gar nicht mehr der Mensch das wichtigste Forschungsobjekt, sondern das "Innenleben der Dinge".

Ersten Weltkrieg versuchten, traumatisierte Soldaten wieder zu verwendbarem Kanonenfutter zu machen. Oder an die Geschichte der nach der Machtübernahme in Deutschland gebliebenen Psychoanalytiker...

ruprecht: Ein weiterer Vorwurf, den Sie in ihrem Buch aufgreifen, lautet, die Psychoanalyse habe über den Aspekt der Macht in der Beziehung zwischen Patient und Analytiker nicht ausreichend reflektiert.

Lütkehaus: Darüber nachgedacht hat man schon - immer wieder. Aber ich finde, daß es zuwenig getan wurde. Die Psychoanalyse hat sich in der Tat sehr ungern mit Dingen auseinandergesetzt, die sie eigentlich ihrer Methodik nach hätte thematisieren müssen. Nehmen Sie die Geschichte

Ludger Lütkehaus, Jahrgang 1943, lebt als freier Publizist in Freiburg. Habilitiert in Germanistik und mehrfacher Gastprofessor an amerikanischen und deutschen Universitäten, ist er Mitarbeiter der "ZEIT", der "Süddeutschen Zeitung" sowie der "Neuen Züricher Zeitung". Von seinen zahlreichen Veröffentlichungen zur Literatur, Philosophie und Psychologie wurden besonders seine Untersuchungen zum Unbewußten vor Freud ("Tiefenphilosophie") sowie seine kulturhistorische Untersuchung über die Onanie ("O Wollust, O Hölle") bekannt. Neben Schopenhauer beschäftigte er sich ausführlich mit Günther Anders. Letztes Jahr erschien die Essay-Sammlung "Psychoanalyse ohne Zukunft?" ruprecht besuchte ihn in Freiburg.

Aus für Freud?

Wissenschaftsjournalist Ludger Lütkehaus über die Zukunft der Psychoanalyse

der Gegenübertragungsanalyse. Die Gegenübertragung wurde ja erst recht spät entdeckt. Doch der Begriff selbst ist bezeichnend: Die Psychoanalytiker tun so, als ob sie nur auf die Übertragungen der Patienten reagierten. Hier spiegelt sich die Asymmetrie der analytischen Konstellation. Oder ein anderes Beispiel: Der Begriff des "Widerstandes" ist für die gesamte Methode fundamental. Doch der Widerstand des Patienten ist immer negativ konnotiert, er ist etwas zu Überwindendes. Man kann mit ihm arbeiten, aber letztendlich muß er gebrochen werden. Diese unbewußt gebrauchte Herrschaftssprache ist ein Punkt, an dem die Psychoanalyse die eigenen Strukturen im blinden Winkel hat.

Dazu kommen die massiven Machtverhältnisse in den Institutionen. Ich denke, daß die Lehranalyse ein Umding ist. Man kann die Analyse eines Kandidaten, die ja, wenn sie überhaupt einen Sinn haben soll, in völliger Freiheit stattfinden muß, nicht zum Qualifikationskriterium der Zulassung machen. Wenn man das tut, führt man Sekundärmotive ein und fördert schiefes Verhalten. Damit wir uns recht verstehen: Alle Analytiker müssen eine Analyse machen, sonst kommen sie nicht an die eigenen unbewußten Strukturen heran. Aber man kann diese Analyse nicht zum Bestandteil einer Ausbildung machen, in die ja mögliche Sanktionen hineinspielen.

ruprecht: Der Begriff des Unbewußten - der zentrale Begriff der Psychoanalyse überhaupt - ist heftig kritisiert worden. Mit dem Begriff des "Unbewußten" habe Freud parallel zu Kants "Ding an sich" ein "Ding in sich" gebildet. Dieses "Ding in sich" bilde jetzt die Grundlage einer neuen Metaphysik, sei aber letztendlich nur ein Gespenst, dem man in der endlosen Interpretationsjagd ergebnislos hinterhereile.

Lütkehaus: Ja, da ist ein Punkt, auf dem man als Philosoph besonders insistieren muß. Wir sind sensibilisiert für unkritische Erschleichungen. Ein naiver Gebrauch des Begriffs des "Unbewußten", über das man dann Bescheid weiß, als wäre es der Keller des eigenen Hauses, ist ein Beispiel für eine solche Erschleichung. Wenn man den Begriff des Unbewußten nicht erkenntnistheoretisch reflektiert, wird er schnell zu einem dogmatischen Begriff; auch das Unbewußte bleibt letztendlich immer Erscheinung, ist nie selbst gegeben. Mir sträuben sich die Nackenhaare, wenn ich sehe, wie in der jungianischen Tiefenpsychologie genauestens gewußt wird, was die Archetypen, was das Unbewußte sei... Ebenso zweifelhaft sind die sexuellen Verdinglichungen bei den orthodoxen Freudianern. Man muß die

Dynamik und Konzepte rege erhalten.

ruprecht: Eine Kritik an der Psychoanalyse aus einer ganz anderen Ecke, die sie in Ihrem Buch anführen, ist die Forderung von Günther Anders nach einer "Dingpsychologie". Was ist damit genau gemeint?

Lütkehaus: Nun, als Humanwissenschaft gerät die Psychoanalyse unter einen gewissen Antiquierungsverdacht, um das mit Anders zu sagen. Ein einschneidender Paradigmenwechsel hat stattgefunden: An die Stelle des Subjekts Mensch treten mehr und mehr die Dinge, die Produkte, und im bewußt zweideutigen Sinne die Apparate. Anders bezeichnet diesen Verlust an menschlicher Steuerungsfähigkeit als bloße "Mitschicklichkeit" des Menschen. In vielen Bereichen beginnen die Dinge, das Auto, der Fernseher, der Computer, usw., den Menschen stärker zu prägen als umgekehrt. Und daher wäre gar nicht mehr der Mensch das wichtigste Forschungsobjekt, sondern das "Innenleben der Dinge". Damit ist gemeint, daß die Dinge Maximen haben, Imperative an uns richten, und zwar über die Absichten

des Produzenten hinaus. Beim "Rollenwechsel" vom Fahrrad zum Auto z.B. erfahren Sie das. Diese Einflüsse, die nicht etwa von den Dingen nur als Echo unserer Einstellungen zurückprallen, sondern in den Dingen liegen, müssen näher beleuchtet werden. Ein berühmter Satz der Aufklärung war Alexander Popes Ausspruch: "The proper study of mankind is man." Nach Anders müßte man heute überspitzt sagen: "The proper study of mankind are things."

ruprecht: Womit die Humanwissenschaft ihres eigentlichen Forschungsobjektes, dem Menschen, verlustig gegangen wäre.

Lütkehaus: Ja, die Antiquierungsgefahr des Menschen ist nicht nur eine Kränkung für den Menschen im allgemeinen, sondern ganz besonders für die Humanwissenschaften.

ruprecht: Eine solche Erweiterung würde die alten Begriffe von Normalität und Abnormalität in Frage stellen...

Lütkehaus: Allerdings. Die ganze Gesellschaft der Autofahrer müßte gewissermaßen auf die Couch. Aber nur durch ein dingbezogenes *sensitivity training* kann man der Tendenz, daß sich die Dinge in Zukunft noch stärker verselbständigen, entgegenreten.

ruprecht: Was müßte die Psychoanalyse also tun?

Lütkehaus: Summarisch, sie muß vorab die institutionelle interne Verkrustung aufbrechen, die institutionalisierten Machtstrukturen überwinden. Sie muß als Institution wieder Selbstaufklärung betreiben. Dazu würde weiter gehören, daß sie ihre kulturkritische Komponente, die sie bei Freud ja sehr wohl hatte, wiedererlebt. Die "dingpsychologische" Erweiterung schließlich wäre die wichtigste Aufgabe für eine nichtantiquierte, aufgeklärt-aufklärende Psychoanalyse.

ruprecht: Und wenn Sie einen Ausblick in die Zukunft wagen wollten?

Lütkehaus: Nun, ich bin ein kritischer Begleiter der Psychoanalyse, setze allerdings hinter "Psychoanalyse ohne Zukunft" bewußt ein Fragezeichen. Manche schreiben das ja bereits mit Punkt oder gar mit Ausrufezeichen. In meinem Fragezeichen ist also die Hoffnung ausgedrückt, daß die Psychoanalyse mit dem Instrumentarium, den Begriffen und Ansätzen, die da sind, durchaus in der Lage ist, sich weiterzuentwickeln und den gegenwärtigen Herausforderungen zu stellen. Daran habe ich auch ein persönliches Interesse. Ich habe persönlich sehr viel von der Psychoanalyse gehabt, und da unterstellt man gerne, daß auch andere von ihr etwas haben können.

ruprecht: Herr Lütkehaus, wir danken Ihnen für das Gespräch. (fw)



- ☞ Südamerikanische Spezialitäten in einem bärenstarken Ambiente: 15 verschiedene Empanadas, Nachos, Chicken-Wings, Chili con Carne, u.v.m. Riesige Dessertkarte mit Churros, Brownies, Cookies....
- ☞ Gnadlose Drinks an unserer Cocktail-Bar: Ab 17.30 h ist *Happy-Hour* (alle Cocktails zum halben Preis, Bier und Wein kräftig reduziert!); ab 22.30 h *Magarita-Hour*
- ☞ Viele vegetarische Gerichte, Salate, Quiches und Gemüsetarten
- ☞ und das alles zu unglaublich günstigen Preisen: Täglich wechselnde Angebote und Sparpreise. Und für Studenten gibt's jeden Mittwoch die *Empanada-Nacht* ("Essen Sie soviel Sie wollen" für schlappe DM 15.-) Bitte kommen Sie hungrig!

M-PANADA

BEI UNS IST JEDER TAG FIESTA

Hauptstraße 105 - Heidelberg
(schräg gegenüber Kinocenter / Theaterplatz)
Von 17.30 Uhr bis nach Mitternacht geöffnet.
Di. Ruhetag / Tischreservierung unter HD 25751





Nein, wir verlosen keine halben Deodorants, sondern 8 x 2 Eintrittskarten für die Tarantino-Nacht am 16.5. in der Kammer.

Los geht's nach einem Welcome Drink um 22.30 mit "Reservoir Dogs". Nach kurzer Kaffeepause und Verabreichung diverser Geschmacklosigkeiten dann zur Monsterjagd in "From Dusk till Dawn". Danach gibt es als Sahnehäubchen den Taranti-

no-Klassiker "Pulp Fiction" oben drauf. Um eines der Kartenpaare zu gewinnen, beantwortet diese Frage: Welcher Darsteller ist in zwei der drei Filme zu sehen:

- John Travolta
- Bruce Willis
- Harvey Keitel

Und ab an:
ruprecht, Lauerstr. 1, 69117 HD
oder per email:
ruprecht@urz.uni-heidelberg.de

Beklemmende Bilder

Kulturzentrum der Sinti und Roma eingeweiht

Mit einem großen Festakt vor knapp zwei Monaten wurde das Dokumentations- und Kulturzentrum Deutscher Sinti und Roma in Heidelberg eingeweiht. Es hat sich zur Aufgabe gemacht, die Beiträge der deutschen Sinti und Roma zur Kultur der Bundesrepublik Deutschland sichtbar zu machen und ihre Rolle in Literatur, Musik, Theater, Kunst, Wissenschaft und Zeitgeschichte aufzuzeigen.

Den Mittelpunkt bildet die Dauerausstellung zum Schicksal der Sinti und Roma während der nationalsozialistischen Diktatur, die - auf 600 qm über drei Stockwerke verteilt - ein beeindruckendes und beklemmendes Bild dieser Zeit vermittelt. Nur kurze einführende Texte schaffen Zugang zu den abgebildeten Fotografien, Briefen, Formularen und Zitaten zur Machtergreifung, Entwicklung der NS-Diktatur, dem Ho-

locaust und der Widerstandsbewegung. Der Besucher soll anhand dieser Originaldokumente ein nicht durch sekundäre Kommentare beeinflusstes Bild der Rassenideologie, der Erfassung und Ausgrenzung entwickeln. Herausgegriffene Einzelschicksale dokumentieren stellvertretend die Ermordung zehntausender Sinti und Roma. Kurze Originalfilme und Diaserien intensivieren die Auseinandersetzung. Den letzten Teil der Ausstellung bildet die zentrale Gedenkstelle für die Ermordeten, deren über dreißigtausend Namen hier aufgeschrieben sind.

Neben der Dauerausstellung werden auch Wechselausstellungen zu anderen Themen hier stattfinden. Zudem bietet das Kultur- und Dokumentationszentrum Tagungen und Seminare zur Situation von Minderheiten an. (jm)

Dokumentations- und Kulturzentrum
Deutscher Sinti und Roma, Zwingerstr.
18, Tel.: HD/98 11 02



Heidelberger
Profile

"Die Uni ist kein Warenhaus"

Alt '68er und Grüner Dietrich Hildebrandt

Zwischen Dietrich Hildebrandts ersten politischen Aktivitäten gegen die Notstandsgesetze und seinem Einzug in den baden-württembergischen Landtag 1996 liegt ein politisch bewegtes Leben: vom SDS über die Maoisten zu den Grünen. Seit 1996 ist er nun Europa-politischer Sprecher der Grünen Landtagsfraktion.

"Ich ging die Hauptstraße runter und wollte eine Wohnung, eine Arbeitsstelle und eine Frau." Zwei Jahre lang hatte Dietrich Hildebrandt im Allgäu Deutsch als Fremdsprache unterrichtet. Das reguläre Lehramt kam für ihn trotz Staatsexamen in Germanistik, Romanistik und Geschichte nicht in Frage. Mitte der 70er Jahre hatte er ein Jahrzehnt heftiger politischer Auseinandersetzungen hinter sich.

Im Rahmen der Proteste gegen die Notstandsgesetze begann sein politisches Engagement im Frühjahr 1967. Im Herbst '67 trat er dem SDS (Sozialistischer Deutscher Studentenbund) bei, "einer damals noch sektiererischen Minderheit, die zu siebt im Hinterzimmer Lenin, Marx und Bakunin las". Hier traf er auf all die Literatur, die im Muff der Adenauer-Ära nicht in der Öffentlichkeit vorkam. "Heute hört man oft, Adorno sei damals prägend und überall präsent gewesen - alles Quatsch! Das war damals ein absoluter Geheimtip!" Da sich Hildebrandt mehr und mehr auf ein Alternativstudium dieser Geheimtipps, die oft nur als Raubkopien zugänglich waren, konzentrieren wollte, machte er im Hauptstudium nur noch die notwendigsten Scheine. Nach den schockierenden Begegnungen mit dem ungebrochenen Militarismus in der Bundeswehr war er mit großen Erwartungen an die Universität gegangen. Von der Hochschule war er enttäuscht, sowohl was die wissenschaftlichen Inhalte als auch was die Lehrenden betraf.

Als '68 Rudi Dutschke angeschossen wurde, beteiligte sich Hildebrandt an den Boykottaktionen des SDS gegen die Springerpresse. Die Grenze zwischen legitimen Aktionen, Krawall und Terror war intern heiß umstritten.

Als der SDS sich in den folgenden Jahren in kleinere Grüppchen auf-

In Luckenwalde bei Berlin geboren, kam Dietrich Hildebrandt 1953 mit acht Jahren als DDR-Flüchtling nach Heidelberg.



Foto:
papa

spaltete und die Bewegung immer weiter abflachte, weigerte sich Hildebrandt, seine Ideale einer gerechteren Gesellschaft aufzugeben. "Zynisch werden, resignieren, einfach nur Geld verdienen oder einen Roman schreiben kam für mich nicht in Frage". Statt dessen geriet er in die Sackgasse des Maoismus.

Im Rückblick wundert er sich über sein damaliges Selbstvertrauen: eine zweite und bessere Auflage der Revolution in Gang setzen zu können erwies sich als Hybris. Wegen Beteiligung an einer Demonstration 1970 und an einer Rektoratsbesetzung wurde er 1974 wegen Nötigung, Sachbeschädigung, Land- und Hausfriedensbruch zu 16 Monaten Gefängnis ohne Bewährung verurteilt. Der Austritt aus den maoistischen Gruppen 1977 war menschlich schwierig: "Der Ausstieg brachte meist einen völligen Austausch des sozialen Umfelds mit sich".

1979 lernte er seine spätere Frau kennen, mit der er seit 1982 zusammenlebt. Mit ihr hat er drei Töchter: zweieinhalb, sieben und acht Jahre alt. Daß er erst mit 44 Vater wurde, kommentiert er folgendermaßen: "Ich habe mit der zweiten Runde angefangen - unter Auslassung der ersten."

Sein Verhältnis zu seiner radikalen Vergangenheit umschreibt er heute mit dem Begriff der "distanza di rispetto" - Distanz zu der eigenen

Geschichte, aber auch Respekt vor ihr.

Sein Weg zu den Grünen war kein plötzliches Umschwenken. Als er 1984 die GAL-Heidelberg mitgründete, hatte er eine mehrjährige selbstverschriebene Denkpause hinter sich und die Umweltbewegung bereits über Jahre aufmerksam verfolgt. Heute, nachdem sich die grüne Partei parlamentarisiert hat und Hildebrandt als Landtagsabgeordneter in Stuttgart arbeitet, achtet er darauf, "daß wir nicht eines Tages feststellen, daß wir ursprünglich die Gesellschaft verändern wollten, und am Ende nur unsere Krawatten verändert haben."

Die Entwicklung in Heidelberg sieht er kritisch: Vor zwanzig Jahren sei die Altstadt Lebensraum der Studenten gewesen. Heute sei der öffentliche Raum durch Flaniermeile und Tourismus anonymisiert, Heidelberg sei zum "Las Vegas Nord-Badens" verkommen.

In Bezug auf das Bildungswesen beklagt er vor allem das vorherrschende Verständnis der Uni als eines "Bildungssupermarktes", der keinerlei Gemeinschaftsgefühl aufkommen läßt. Wenn Hildebrandt von der Uni-Krise, den überfüllten Seminaren und der personellen Unterversorgung hört, hat er ein *déjà vu*. "Es ist schon komisch: Die Zeiten haben sich geändert, die Studenten haben sich geändert, und trotzdem hört man dieselben Klagen." (lk, fw)

Kompetenz und Individualität

Ihr Fahrrad sollte zu Ihnen passen wie Ihr Fingerabdruck !!!

MTB`s
Trekkingräder
Rennräder
City-Räder

sowie:

Kinderräder
Falträder
Roller
Transporträder.



Außerdem

Transport-Anhänger
Kinder-Anhänger

Liegeräder
Einräder
Hochräder
Pedersen-Räder

Bekleidung
Packtaschen

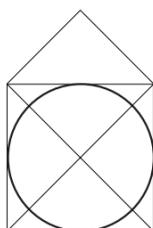
Zubehör und Reparaturen aller Art

Wir führen unter anderem :
Manufaktur-Räder, Herkelmann, Cannondale, Diamant, Utopia
und einiges mehr ...

Das kleine Radhaus

Kaiserstraße 59 69115 Heidelberg
(Nähe Hauptbahnhof/Römerkreis)
Telefon : 183727

Mo 15-18 Uhr
Di-Fr 10-13 und 15-18 Uhr
Sa 10-13 Uhr



Selbstverwaltet ~ Mitglied des VSF

Klein, aber Elfenbein

Heidelberger Studenten machen Bücher

"Die Mutter hatte sich mir zugewendet und öffnete ihr Oberteil. Augenblicklich sackten die Brüste", frozelt Gregor Eisenhauer und wirft weitere Unverfrorenheiten in die Menge, ohne seine Zuhörer zu Atem kommen zu lassen. Diese drängten sich Anfang April in der Weiss'schen Buchhandlung, als der Autor sein neues Buch "Mein skrupelloses Sexleben auf Ibiza" vorstellte.

Gregor Eisenhauer war als Dozent am Germanistischen Seminar bereits bekannt; daß auch seine beiden Verleger Ortsansässige sind, wußten wohl die wenigsten. Der Elfenbein-Verlag wurde vor zwei Jahren von Heidelberger Studenten aus der Wiege gehoben. Seitdem sind vier Bücher erschienen. "Man muß aus der Masse herausstechen", sagen die beiden Jungverleger Roman Pliske und Ingo Drzecznic angesichts der

Horden von Geisteswissenschaftlern, die die Uni alljährlich mit einem Abschluß in der Tasche verlassen.

Wenn man den beiden so zuhört, erscheint ihre Arbeit gar nicht so schwierig: "Ein Freund hat uns die Gedichte von Anreas Holschuh gezeigt, und wir haben beschlossen: Die geben wir als Buch heraus", erzählen sie über ihre erste Veröffentlichung "Unter der Hand". Eine Fortsetzung ihrer Verlegerstätigkeit war damals noch nicht geplant.

Doch durch die zahlreichen Kontakte, die während der langjährigen Arbeit bei der Heidelberger Literatur- und Kulturzeitschrift "Metamorphosen" entstanden sind, kamen immer wieder neue Texte auf den Tisch. Durch einen Bekannten stießen sie auf eine Druckerei in Tschechien, die die überarbeiteten Texte günstig in Buchform bringt.

Auch um die Werke an den Mensch zu bringen, sind Kontakte zu Buch-

händlern unentbehrlich. Bei Auflagen zwischen zwei- und vierhundert kann man die Bücher nicht durch flächendeckendes Auslegen in Buchläden bekannt machen, sondern ist auf Presseveröffentlichungen, Lesungen usw. angewiesen. Das Geld für die bereits erschienenen Prosa- und Lyrikbände haben Pliske und Drzecznic auf eigenes Risiko vorgelegt. Angeregt durch das Motto der diesjährigen Leipziger Buchmesse will der Verlag sich ein neues Standbein in der modernen portugiesischen Literatur aufbauen. So erscheinen in den nächsten Monaten zwei Bücher portugiesischer Autoren, "Cancoes-Lieder" von António Botto ist eines davon. "Wir glauben, daß Botto ein bewundernswürdiger Künstler ist; er ist in unserer Zeit geboren, er entspricht genau dem Typ des Ästheten, wie wir ihn definiert haben.", äußert sich Fernando Pessoa. Klingt doch vielversprechend. (cab, kh)

Jäger und Gejagte

Staatsanwaltschaft ermittelt in Sachen Buchheim-Debatte

Manchmal schwappen die Wellen des Starnberger Sees über die schwäbische Alb bis nach Heidelberg. So geschehen im vergangenen Semester, als ein erzürnter "Graswurzelrevolutionär" unter Angabe seiner Redaktionsadresse und der Autorenangabe "Reinhard" dem *ruprecht* gleich mehrere offene Briefe schickte. Auslöser des Sturms war ein Interview mit Lothar-Günther Buchheim (vgl. *ruprecht* 45, S. 9) und eine wohlwollende Rezension des Nachdrucks des umstrittenen Bildbands "Jäger im Weltmeer", zuletzt erschienen 1943.



Lothar-Günther Buchheim verärgert.

Der Redakteur der "Graswurzelrevolution" meinte, in dem Band ein wüstes Propagandalaborat des Dritten Reichs zu erkennen – und drückte nicht nur Buchheim und seinem Verleger Suhrkamp das Etikett "Nazi"

auf, sondern auch dem *ruprecht*.

Vielleicht war Buchheim, als ihn die Beiträge "Reinhard" erreichten, durch die Querelen mit seinen dörflich-dumpfen Mitbürgern um den Museumsbau für seine Kunst-

sammlung sowieso schon sauer – jedenfalls fackelte er nicht lange und erstattete, anstatt sich der Debatte zu stellen, Anzeige gegen den Graswurzelrevolutionär ("Pressesache Beleidigung zum Nachteil Buchheim", AZ: 15 UJS 40 265/97).

Die Redaktion hat eine Stellungnahme veröffentlicht, zusammen mit einem ausführlichen offenen Brief des verantwortlichen Redakteurs. Eine Antwort "Reinhard" auf diese Veröffentlichung steht bis heute aus. Stellungnahme und offener Brief sind für Interessierte mit allen *links* zu finden auf der *ruprecht*-Homepage unter "<http://uni-heidelberg.de/stud/presse/ruprecht/ausgaben/46/gan.htm>" oder im Buchheim-Folder für Selbstholer des *ruprecht* in der Lauerstraße 1, 3. Stockwerk. (gan)

Termine



Personals



Der Heidelberger Stückemarkt vom 31. Mai bis 7. Juni will Werken junger Autoren ein Forum bieten – teils mit Lesungen, teils durch Inszenierungen großer Bühnen, die aus ganz Deutschland in die Neckarstadt kommen.

Nach dem großen Erfolg im letzten Jahr muß das Konzept hohe Erwartungen entsprechen. Die Gästeliste verspricht viel: Unter anderem warten die Münchner Kammerspiele mit Rolf Boysen in einer Achternbusch-Inszenierung auf; Roland Schimmelpfennig, der schon letztes Jahr mit "Keine Arbeit für die junge Frau im Frühlingskleid" viel Applaus erntete, liest "Vor langer Zeit im Mai". Die Gastgeber zeigt in Uraufführung den Gewinner des Vorjahres, "Maienschlager" von Katharina Gericke. Bei Lesungen, Podien und Vorträge ist der Eintritt frei.

bw! Wieso verweigert sich mir Dein Computer? - gz

Freud! Du Armer. Jetzt muß auch Du noch dran glauben. - Die Mitfühlende

Alle! Sieht jetzt doch ganz gut aus, oder? - bpe (Sonntag, 5.27 Uhr)

Viaggiatore! C'erano gatti anche a Parigi? - La "ruprecht"

Red.! Ein Wunder ist geschehen. Sonntag, 16.18 Uhr. - bpe

bpe! Vielleicht...So., 20.10 Uhr - gz

Schwester C! Dumm gelaufen mit dem Kleinen. - Die andere Kleine

Bertram! Der Mann, der die Zeit mit einem Wunder verwechselte. - anonymus

Jannis! Es ist noch Schokolade da - Sonntag, 19.52 Uhr! - Die Chefin

Kate! Manchmal geht im Westen die Sonne neun Monate nicht unter. - rot

Sonne! Unverschäm, Deine Terminplanung! - Red.

Alena! Wir kommen. - Wir beide



ruprecht, die Heidelberger Student(inn)en Zeitung, erscheint drei Mal im Semester, jeweils Anfang Mai, Juni, und Juli,

bzw. November, Dezember und Februar. Die Redaktion versteht *ruprecht* als unabhängiges Organ, das keiner Gruppierung oder Weltanschauung verpflichtet ist. MitarbeiterInnen und RedakteurInnen sind willkommen; die Redaktion trifft sich während des Semesters jeden Montag um 20 Uhr im Haus der Fachschaften in der Lauerstr. 1, 3. Stock. Für namentlich gekennzeichnete Artikel übernimmt der/die AutorIn die Verantwortung.

V.i.S.d.P.: Gundula Zilm, Schiffgasse 9, 69117 Heidelberg

Redaktionsadresse: ruprecht, Lauerstr. 1, 69117 Heidelberg, Tel./Fax 06221/542458

E-Mail: ruprecht@urz.uni-heidelberg.de

Layoutleitung: hn, bpe, gz

Graphiken: jr, bw, hn

Druck: Caro-Druck, Frankfurt a.M.

Auflage: 12.000

Die Redaktion: Julia Bonstein (jb), Helge Cramer (hpc; Ressort Anzeigenakquisition), Hedwig Ebinger (hee), Bertram Eisenhauer (bpe), Thilo Elsässer (te), Jörg Heyd (jh), Lena Kempmann (lk; Heidelberg), Jochen Maul (jm), Gabriel Neumann (gan), Harald Nikolaus (hn; Hochschule), Patrick Palmer (papa; Fotos), Jannis Radeleff (jr; Anzeigenlayout), Robert Thielike (rot), Felix Wiesler (fw; Kultur), Bernd Wilhelm (bw), Gundula Zilm (gz)

Freie Mitarbeiter(innen): Carina Börries (cab), Daniel Flesmes, Katharina Hausmann (kh), Kerstin Henke (ke), Andreas Hüske (ah), Tadzio Müller (tm), Stefan Fichtner (sf), Danilo Suntal, Holger Traupe (hot), Claudia Wente (cw), Melanie Ziegler (mz)

Red.-Schluß für Nr. 48: 27.05.1997

ISSN: 0947-9570

ruprecht im Internet: <http://www.uni-heidelberg.de/stud/presse/ruprecht/>



FRISÖRLADEN

Friedrich-Ebert-Anlage 48
69117 Heidelberg
Telefon 06221-27825

Suchen:



neugierige Studierende (mit Durchblick)

→ Bieten : Kompetenz und Schutz für Studierende

Studierende mit Durchblick wissen, daß sie mit 25 selbst Mitglied einer Krankenkasse werden müssen. Nach geleistetem Grundwehr- oder Zivildienst entsprechend später. Die TK ist mit rund 5 Millionen Versicherten auf die besonderen Anforderungen und Wünsche zukunftsorientierter Berufsgruppen und Studenten spezialisiert. Bei der TK sind Sie also von Anfang an in der richtigen Krankenkasse. Wenn Sie mehr über uns erfahren möchten, nehmen Sie doch unsere Angebote etwas genauer unter die Lupe.

69117 Heidelberg
Friedrich-Ebert-Anlage 1
Tel. ☎ 0 62 21 - 5 34 - 0
Internet <http://www.TK-online.de>

TK - konstruktiv und sicher



Frühlingsgefühle

Warme Maienluft weht wieder durch unser schönes Heidelberg. Die Spatzen pfeifen es von den Dächern: Der Lenz ist da.

Fragen Sie Frau



HANNELORE

da 'n Problem. Isch sachs ja ned gern, aber isch, na ja, also, wie soll isch sage...
Ja, Trude, das kennen wir doch alle. Wie lange geht das denn schon so?
Ja, also, wisse se, des is a mal so: des is a lange Gschicht. Also angefangen had des, ja wenn se misch so direkt fraget, des kann man so ned sage.
Ich verstehe Sie sehr gut. Ihr Problem hängt
Ah, Gott sei Dank, dann isses ja nix Schlimmes!
Ja, das denkt man immer. Sie sollten mit einer Vertrauensperson darüber sprechen. Hatten Sie diese Beschwerden auch schon im Winter?

Jetzt mache se mer ja rischdisch Angscht. Genau des fragt mein Mann ja ach immer.
Aha, das macht die Sache eher unwahrscheinlich.
Wie meine se des jetzt? Bei meim Strickverein is des ja a so.
Unternehmen Sie auch etwas in der Gruppe?
Ne, des is jetzt eigentlich eher was ganz Persönliches. Da lass isch ja ned jeden ran, oder?
Da machen Sie's ja genau richtig. Das freut mich für Ihre Maschine. Schalten Sie auch das nächste mal wieder ein, wenn es heißt: „Tuning für Biker“

Warten auf den Herbst



Student Willy (Anglistik, 24) suhlt sich wohlig in lauer Frühlingsluft. Schon sprießen die ersten Blättchen. Doch insgeheim warten alle auf den Herbst.

Guten Abend. Am Telefon haben wir heute die Trude aus Karlsruhe.
Also Frau Hannelore, isch häd



Das Uiuui-Hormon
Kurzer Rock und lange Beine, da vergessen auch Puristen ihre Scheine

Drüse Erfolgsorgan
Hormon
Leber Vergaser

Der kleine ruprecht

Hormon-Führer



Das Schweiger-Banderas-Hormon
Bibliothek und Neckarwiese - Muckies sind die Expertise!



Das TS-Hormon
An den Füßen Tennissocken - da brauchst du nicht mehr lang zu locken



Das Z-3 Hormon
Potenz, Power, Eleganz - da brauchst du keinen langen Hans

Die Letzten: papa, gan, te, cw

Ein Knopfdruck, und im Golf Cabriolet Joke bricht das Lenkrad ab. Serienmäßig und elektrisch. Auch serienmäßig elektrische Rücktrittsbremse und Notbeleuchtung. Parkanlage "Beate". Nicht zu vergessen sein Preisvorteil. Sie sparen jetzt bis zu 28.035.- DM*. Weitere Informationen und Probefahrt unter 09721/542458. Das Golf Cabriolet Joke.



Für den Preis nehm' ich ihn auch ohne Räder. Ich mag den Golf Joke.



*Ersparnis gegenüber der unverbindlichen Preisempfehlung eines vergleichbar ausgestatteten Fahrrads.